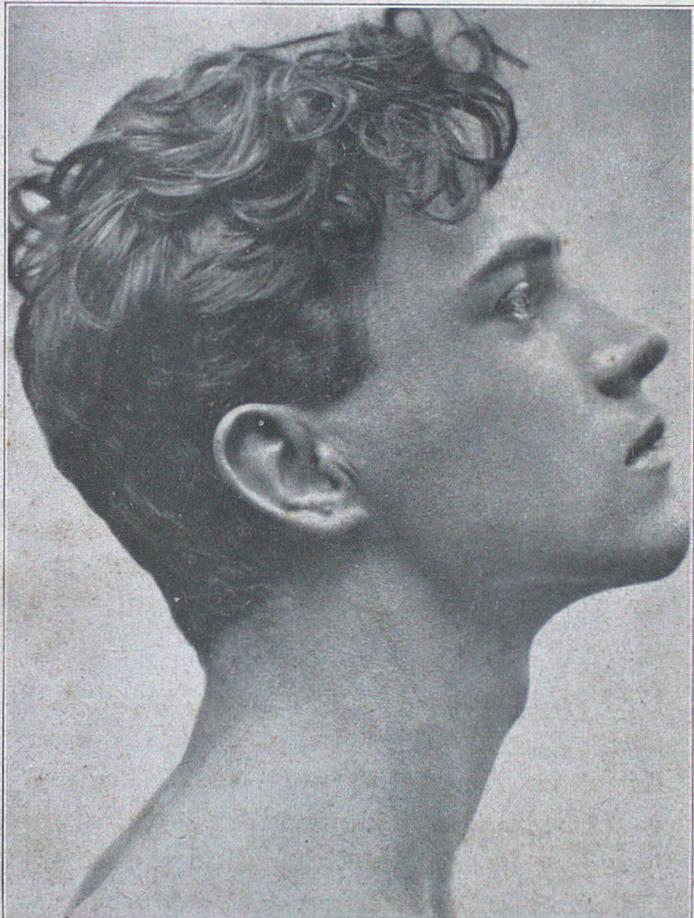


# DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR



NR. 6

XI. JAHRGANG

NR. 6

HERAUSGEBER ADOLF BRAND  
BERLIN - WILHELMSHAGEN \* BISMARCKSTRASSE 7

**DIE GEMEINSCHAFT DER EIGENEN**  
Bund für Freundschaft und Freiheit

Vorsitzender: ADOLF BRAND  
Berlin-Wilhelmshagen

**Jeden Donnerstag**

im Friedrich-Palast zu Berlin, Friedrichstraße 134  
in den Klubsälen der 1. Etage  
pünktlich um 8 Uhr 30

**VORTRÄGE**

**literarischen, wissenschaftlichen  
und kulturpolitischen Inhalts**

die sich im Rahmen unseres Programmes halten

Unser Donnerstag-Abend soll ein Sammelpunkt aller geistigen Kräfte werden, durch die unser Kampf für Freundschaft und Freiheit überhaupt vorwärts kommen kann und durch die unsere Bewegung für männliche Kultur allein gesellschaftliche Bedeutung, Achtung und Anerkennung finden wird zur Ehre des  
EROS URANIOS

**Eintritt frei!**

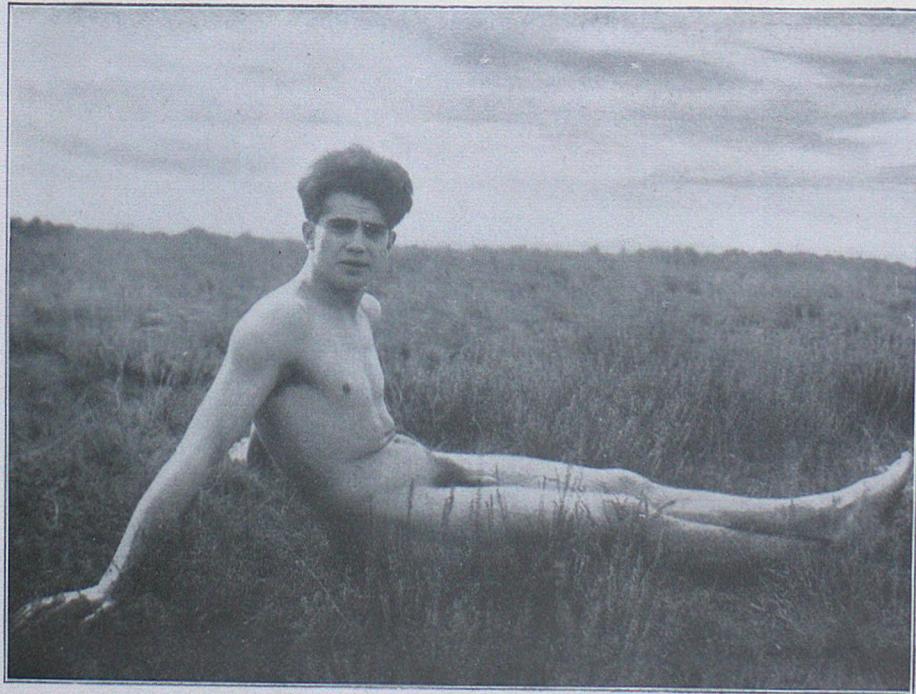
**Eintritt frei!**

**Gäste willkommen**



ADOLF BRAND / AKTSTUDIE  
DER EIGENE / XI. / Nr. 6

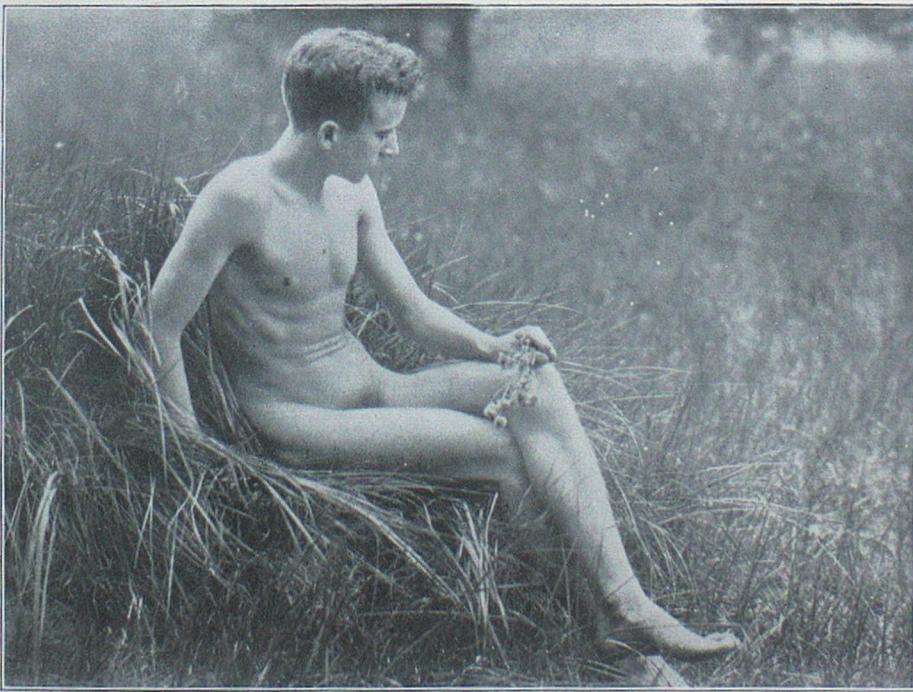
ADOLF BRAND  
AKTSTUDIE  
DER EIGENE / XI. / Nr. 6



ADOLF BRAND  
AKTSTUDIE  
DER EIGENE / XI. / Nr. 6



ADOLF BRAND  
AKTSTUDIE  
DER EIGENE / XI. / Nr. 6



*Die Tragik der Erosliebe*  
Von Dr. K. M.

Im Grunde genommen ist jede wahre Liebe tragisch. Denn sie will Unendliches in einer Welt der Endlichkeit. Die Erosliebe ist aber noch in ganz anderm Sinne tragisch. Was ist Erosliebe? fragt wohl hier der Leser. Ich verstehe darunter nicht die Tatsache der sog. Homosexualität, mit der die Erosliebe gewisse Aeußerlichkeiten gemeinsam hat. Sondern: den viel selteneren, kostlicheren Fall, daß der Knabe, der heranreifende Jüngling, zu einem Wunschobjekt des reifen Mannes wird, ganz einerlei, ob diesem Wunsch irgend eine Erfüllung erblüht oder nicht. Denn hier heißt es mit noch größerem Recht als bei der sog. normalen Liebe: Wenn ich dich liebe, was gehts dich an? Der von der Erosliebe ergriffene, ich möchte sogar sagen, begnadete Mann ist von einem Gotte besetzt, und er will den Geliebten ebenfalls zu diesem Gotte erheben. Das ist der wahre Grund davon, daß der Eroserfüllte oft als „Erzieher“ erscheint, denn in die Region des Göttlichen erheben wollen, das heißt eben in diesem Falle, wo es sich um Jugendliche handelt, soviel wie „erziehen“. Müßige Frage, ob solche Liebe „sinnlich“ oder „geistig“ sei! Gewiß hat das sexuelle Auslösungsbedürfnis, das auch mit einem männlichen Wesen zu seiner Erfüllung kommen kann, sehr wenig mit dem zu tun, was ich unter Erosliebe verstehe. Denn meistens ist ja nach Erfüllung dieses körperlichen Bedürfnisses von einer darüber hinaus dauernden „Liebe“ wenig zu merken . . . Dann aber ist es doch eine zum mindestens sehr oberflächenhafte Art der Betrachtung, wenn man unter „sinnlich“ nur die sexuellen Dinge, also einen kleinen Ausschnitt des großen Gebietes des „Sinnlichen“ versteht. So sage ich: eine Liebe ohne sinnliche Unterlage gibt es überhaupt nicht. Wer sich einredet, daß er „rein geistig“-liebt, der täuscht oder betrügt sich selber. Aber es gibt im farbig bunten Reich des „Sinnlichen“ doch tausend Nuancen, unendlich viel Abstufungen von dem leichten Gleiten der Hand durch blondes Haar bis zum glühenden Kuß der Leidenschaft! Und vom Standpunkt des „Glückes“ ist es keineswegs gesagt, welche dieser „sinnlichen“ Aeußerungen am meisten positiv, welche dagegen negativ zu bewerten sind. Also „sinnlich“ im tiefen Sinn ist auch die Erosliebe, sie wird sich stets entzünden an der schönen Form, dem sinnlich Geschauten, in Fleisch und Blut Lebenden, nicht am sog. „Geist“, diesem Hirngespinst solcher, die selbst wenig davon besitzen! Aber — sie wird nicht bei der Anbetung und Vergötterung des nur „Sinnlichen“ stehen bleiben,

wenn es die echte Erosliebe ist. Sondern das, was Platon in seinem ewigen Symposium so wunderbar darstellte, das wird bei jeder wahren Erosliebe eintreten: der Aufstieg aus dem Reich des „Sinnlichen“ ins „Geistige“. Was dieser unsterbliche Dichterphilosoph dort als einzelne Akte des Hinaufstrebens beschreibt, das sind garnichts Anderes als die Stufen der „Vergottung“, um ein Wort Gundolfs in seinem Stefan George-Buch\*) zu gebrauchen, der „Vergottung“, der jede echte Erosliebe ihrem Wesen nach zustreben muß. In dieser Vergottung aber liegt auch der Kern ihrer Tragik. Und zwar ihrer wesentlichen Tragik. Ich will versuchen das auszuführen: die Liebe zum Weib kennt eine im Bereich des sinnlich-Natürlichen sichtbar werdende letzte Erfüllung: das Kind. Darin liegt ihr „Glück“, freilich auch ihre Grenze. Die Erosliebe kennt keine derartige Erfüllung, sie ist ihrem Wesen nach das ewig unerfüllte, unerfüllbare Streben, und zuletzt: das Streben wonach? Oder ist sie etwa damit zufrieden, wenn sie des Geliebten zarte Haut streicheln, seine jungen Augen blitzen, oder sogar in trunkener Leidenschaft glühen sehen darf? Oder ist sie am Ziel, wenn sie den Geliebten hegen und pflegen darf, so daß er zuletzt aus dem zarten, schönen Knaben ein vielleicht sehr „normaler“ Mann wird? Hat sie letzten Endes dies erstrebt? Die Antwort erübrigts sich. Die Erosliebe wird also niemals ein Ziel erreichen, das im Bereich des Sichtbaren existiert. Und vielleicht wird sie am weitesten von ihrem ersehnten Ziel entfernt sein, wenn sie des Geliebten junge schöne Glieder in seligem Sinnenrausch umschlungen hält! Denn wahrscheinlich wird gerade dann des Geliebten Seele sich am stärksten hinwegsehn und trotz mancher flüchtigen Entzückung fragen: also das war alles? Darin liegt die innere Tragik der Erosliebe begründet. Dazu kommt etwas mehr Aeußereres: der blühende Körper, der sich zur Anbetung hinriß, verblüht. An der zarten Wange, an dem glatten Bein sproßt das Haar der Männlichkeit, der holde Schmelz der jungen Stimme wandelt sich in tieftönigen Baß, die unschuldigen Augen bekommen den Zug eines nur zu oft lasterhaften Wissens, die kindlich reine Knabenseele weicht der verdorbenen gewöhnlichen Klugheit der Welt, die da befiehlt: wenn du nicht wirst wie alle Andern, dann lasse ich dich umkommen! Auch diesen Wandel wußten und beklagten schon die Griechen in manch schöner Strophe, und es war ein trügerischer Trost, ein sich selbst Beschwindeln, wenn manche sagten: auch der Herbst des Geliebten ist schön. Prüfe dich selbst, Leser, der du vielleicht mit mir empfinden kannst, wo die Wahrheit liegt! Es ist nicht wegzuleugnen: der blaue Duft des Märchens, das uns letzten Endes so wundersam

\*) „Stefan George in unserer Zeit“. Von Prof. Dr. Friedrich Gundolf.

an des jungen Geliebten Schönheit fesselte, ist weg, und wir finden ihn nicht, auch wenn wir suchen gingen. So wenig, wie es ewig Frühling bleibt auf Erden; so wenig, wie der Baum ewig in bunten Blüten prangt, so wenig ist der Erosliebe ewige Dauer verliehen. Sie sucht Ewiges im irdischen Wechsel und findet es nie, und sie kann sich nur am Schönen entzünden, muß also verdorren, wenn dies Schöne sich wandelt zum Alltäglichen. Das ist ihre Tragik. Und darum liegt auf den wahren Jüngern dieser Liebe immer etwas vom wehmütigem Hauch der Tragik. Ihre Bekänner ahnen ewig, selbst im seligsten Glück schon, das Ende, die Unerfüllbarkeit. Sie werden also nie leichtfertig in den Tag hinein leben und „lieben“. Denn wer das tut, ist bestimmt kein echter Erosjünger, sondern ein oberflächlicher Genüßling. Viel eher, wird der tief aus Tränen lächelnde Humor das Wesen solcher Menschen sein. Und die große, tiefe Güte und Gelassenheit, die gelernt hat, auf eigenes Glück zu verzichten, da ihr ja letzte, ersehnteste Erfüllung doch nie und nimmer zuteil wird. Der junge Mensch aber, der vom Los der Erosliebe begnadet ist, wird vielleicht geeignet sein zum Führer, zum Heros. Heroisch nämlich ist es, unter bewußtem Verzicht auf alles sog. Glück, mit Nietzsche zu sagen: ich trachte nach meinem Werk, nicht nach Glück! Dies wird sein im größten Stil ein Werk — der Erziehung!



### Sehnsucht

Von Franz Lechleitner

Heute klingen Lieder.  
morgen rinnen Tränen, —  
wandelst du schon wieder  
mir die Seele, Sehnen?

Alles war vergessen  
und mein Herz so still.  
Könnt ich es ermessen,  
wanns nun ruhen will?

Wanns von deinem Rühren,  
Sehnsucht, nicht mehr zuckt  
und durch Traumestüren  
nach dem Himmel guckt?

*Drei Gedichte von Christian v. Kleist**Russischer Winter*

Mondwärts verweht auf weiten Winterstraßen  
 Sind deine Träume in der Steppe Land.  
 Es zieht ein Renntier über weiße Felder  
 Den Schlitten deiner Sehnsucht.  
 Wölfe heulen hungrige Gier  
 Und Wälder rauschen die Harfe eines alten Leids.  
 Schnee, Schnee... und Weite... Einsamkeit — das Sterben,  
 Da blüht das Lächeln deines Traums  
 Die Welt erstarb in Eis und Sternenglanz.

*Frühling*

Wie du dich nahst in deiner Blüten Hauch  
 Und in dem Flüstern deiner zarten Winde,  
 Wie du dich wiegst im jungen Ginsterstrauch  
 Und wie des Morgens in der alten Linde  
 Dein Kuß verhaucht aus Traum und Hauch —  
 Da streust du lächelnd, wie nach altem Brauch,  
 Die tausend Blumen auf die starre Erde,  
 Auf die ein Atem deiner Sehnsucht fiel,  
 Und schmetterst hell dein stolzes Lied: Es werde!  
 Und trägst des Winters lastende Beschwerde  
 Zu fernen Meeren mit dem Lichterspiel.

*Das Lied*

... Du aber warst der Ton,  
 In dem sich silbern die Nacht verflieg,  
 Das stille Lied aus traumversunkenen Sternen,  
 Das weinend durch mein Dunkel ging.

Ich war nur eine Blüte, windverloren,  
 An tausend Dinge blind verschenkt,  
 Blieb graue Leere, bis ich endlich mich  
 In deinem Zauber tief gesenkt.

Und kniete mich in deines Lächelns Schatten:  
 Da brach die Wollust der Unendlichkeit  
 Aus dem befreiten Sein. Du trugst mich liebend  
 Auf deinen Armen über Raum und Zeit.

Und küßte dich, obgleich der Erde Schwere  
 Den Schmerz in deine stillen Züge wob,  
 Weil sich dein Lied aus meerumrauschten Fernen  
 In stolzem Fluge zu dem Gott erhob.

*Ein Finale**Von Eugen Ernst**Schluß*

„Ich entsinne mich nicht,“ begann Paul Willmann, „dir erzählt zu haben, warum ich damals auf der Kunstausstellung mir gerade diesen Eros erstand. Es war nicht nur jene berühmte Liebe auf den ersten Blick, sondern es war noch etwas Anderes, sozusagen „was Anonymes“, dabei. Dieses Anonym hieß George Neuberg! Dieser Eros erinnerte mich an eine Situation, in der ich dich einmal gesehen und — hoffentlich wirst du nicht eitel — ehrlich bewundert habe.“

George schlug die tiefblauen Augen zu ihm auf und fragte ungläubig und erstaunt: „Mich? Mich — sagst du?“ „Ja, ich sagte — dich. Daß du gut und gerade gewachsen bist, weißt du. Das hat dir dein Turnlehrer oft versichert. Daß dein Körper wie der aller Blonden von reinstem Weiß ist, weißt du auch, denn du hast mehr als einmal beim Baden ärgerlich gesagt, wenn ich bräunlich und dunkelfarben neben dir stand: „Wie seh' ich aus! Scheußlich! Eine Haut wie ein Mädchen!“ und ich habe dir dann stets zur Antwort gegeben: „Der liebe Gott wollte meine Augen auf die Weide schicken und ihnen eine Freude machen.“

Nun, wir badeten wieder einmal ganz früh am Morgen in der noch menschenleeren Rosenbachschen Badeanstalt. Duhattest mich sogar aus dem Bett geholt, so früh war es; stecktest eine meiner Frühstückssemmeln zu dir und sagtest: „Für die Tauben.“ Es war an einem Sonntage. Das Leben fing kaum an zu erwachen. Eine erfrischende Kühle stieg vom Wasser auf, und irgendwo, ganz in der Ferne, hörte man ein Glockenläuten. Du warst natürlich wieder der Erste aus den Kleidern, und während ich noch auf dem Schemel vor der Badekabine saß, sah ich dich, wie ich das schon manchmal gesehen hatte, tastend, aber sicher wie ein Akrobat, über das straffe, dicht über der Oberfläche gespannte Seil gehen, das die Grenze im großen Becken für Schwimmer und Nichtschwimmer markierte. Am Pfahl, der sich in der Mitte des Wassers befand und um den das Seil geschnürt war, bliebst du stehen, kehrtest dich zu mir, stütztest dich mit dem Rücken an das Holz, hobst die Rechte mit dem gekrümelten Brot hoch und locktest die Rosenbachschen Tauben, die dich schon lange als guten Freund kannten.

Und sie kamen auch, umflatterten dich — ich sehe ihre zarten Flügel noch in der Morgensonnen schimmern —, bis endlich die eine, die schöne Weiße, die wir Frau Venus nannten, Mut faßte,

sich auf deine Hand setzte, und die Brotkrumen aufpickte. Wie du dann zu ihr aufblicktest, erfreut und stolz über das Vertrauen, das sie dir erwies, und du lächelnd zu mir herblicktest, dein Körper sich von dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel abhob, als hätte man einen Seidenstoff hinter dir ausgespannt, und die Sonne an deinem jungen Körper herabfloss und dich umleuchtete — ach, George, ich weiß ja, daß du nichts von Eitelkeit an dir hast, daß du bescheiden und selbstlos bist, und ich dir alles sagen kann, was ich denke — da, in jenem Augenblick sagte ich still zu mir: „Eros im Exil“ . . . Und als ich nun diese Skulptur Hans Latts sah, die aussah, als hättest du ihm Modell gestanden, da mußte ich sie kaufen, und immer, wenn ich sie jetzt ansehe, muß ich an dich denken . . .“

„Ja, ja, — nun fällt mir jener Morgen ein. Weißt du's noch? — Da war auch eine dunkle Pfauentaube mit ganz metallisch glänzendem Gefieder, die erst so scheu tat und sich mir nachher doch auf die Schulter setzte . . .“ Nun war das schaukelnde, rubinfarbene Lämpchen zu Ruhe gekommen und hing bewegungslos zu Häupten des Eros, der aus der dämmernden Röte still zu ihnen hinüberblickte.

„Du wolltest mir allerlei Ueberraschendes erzählen, George. Ich bin bereit zu hören.“

George schwieg noch einen Moment, dann sagte er: „Heute früh rief mich Herr Sörensen in sein Schreibzimmer und machte mir die überraschende Mitteilung, ich müßte morgen auf zwei Wochen nach Flußau fahren. Wir haben dort eine Filiale, das ist dir ja bekannt. Herr Dallwick, der Leiter des dortigen Geschäfts, ist genötigt, auf ein paar Wochen zu seiner schwer erkrankten Mutter ins Land hinein zu reisen und ich soll ihn vertreten.“

„O, das ist ja ein Vertrauensvotum, sozusagen eine „Standeserhöhung!“ und Paul Willmann strich ihm zärtlich übers Haar. „Aber ich werde dich sehr vermissen. Das fällt mir schwer. Schwerer, als es jemand ahnt. Vierzehn Tage soll ich dich nicht haben, George? Und gerade jetzt, wo die Abende so lang sind? Ich weiß nicht, ob meine Ungeduld und meine ewige Sehnsucht nach dir daran die Schuld tragen — mir ist's, als wärest du in den letzten vier Wochen etwas seltener bei mir gewesen, oder, wenn auch nicht seltener, als wärest du immer etwas später gekommen als bisher.“

Wäre es im Zimmer nicht so dämmerig gewesen, so hätte Paul Willmann die Röte der Verlegenheit gesehen, die seinem jungen Freunde bis in die Haarwurzeln gestiegen war.

„Wir machten die Inventur, und die Aufträge hatten sich überaus gehäuft, und dann war das Fräulein Junkermann krank. Du weißt, das Kontorfräulein.“

\*  
„Das weiß ich, mein Herz, das weiß ich. Aber ich bin ein selbstsüchtiger Mensch, ich möchte dich immer um mich haben, weil ich die Empfindung habe, du gehörtest zu meinem Leben. Das Leben jedoch spricht: „Mir gehört er, mein ist er! und — er seufzte komisch — „das Leben hat recht!“

„Mein Gott!“ dachte George Neuberg, „wie sage ich's ihm?!“ Und dann griff er nach Pauls Hand und schmiegte seine Wange an diese schlanke, liebe Hand, die ihn bisher so sicher gehütet hatte und die er auch in Zukunft nie loslassen wollte, die ihm immer noch Helfer sein sollte und die er wahrhaftig nicht weniger lieb hatte als bisher — aber — wie würde er es aufnehmen?

So holte er denn tief Atem und ein ganz leichtes Beben ging durch seinen Körper, als er leise begann: „Ich habe dir noch etwas zu gestehen, lieber Paul; etwas, das ich dir schon lange sagen wollte. Aber ich schwieg bisher, weil ich mir selber nicht klar war . . . Ich weiß auch garnicht recht, wie und womit ich beginnen soll . . .?“

Da wußte Paul Willmann, was es war. Die Holzscheite im Kamin waren zusammengefallen, nur die Kohlen glühten noch, kleine blaue Flämmchen tanzten über sie hin, als haschten sie einander. Das Ticken der Uhr klang gedämpft hinter der geschlossenen Tür und durch die Fenster sah die Nacht herein, die dunkle Nacht, die nun über sein Leben hereinbrach . . . Nun war das da, was Marlenchen Taurit vorausgesagt hatte, wovor er vier Jahre in heimlicher uneingestandener Angst gezittert hatte: die Mädchen!

„Du bist verliebt, mein Freund“, erwiderte er und versuchte zu lachen, denn das war ihm in diesen gemeinsam gelebten Jahren zum unumstößlichen Vorsatz geworden: kein Mensch sollte wissen, wie ihn das trafe, kein Mensch — am wenigsten George selber.

„Verliebt — nein, Paul, verlobt! Seit gestern . . . Gott sei gedankt, daß es heraus ist und daß du lachst. Ich habe mich vor diesem Augenblick etwas gefürchtet. Ich weiß auch noch garnicht, wie das alles gekommen ist. Es ging so schnell, so ohne rechte Besinnung, wie unter einem Zwang. Aber ich möchte es dir ordentlich erzählen, der Reihe nach . . . Darf ich?“

Ein leiser Druck von Paul Willmanns Hand sagte: ja. Reden konnte der nicht. Ihm fiel ein, wie er einst als kleiner Junge beim Teetisch seiner Mutter, da sie heißes Wasser in ein Glas gegossen und dieses mit einem singenden Ton, der wie ein Wehlaut klang, zersprungen war, erschrocken gefragt hatte: „Tat es ihm weh, Mama?“ Wie diese ihn damals mit ihren schönen, gütigen, braunen Augen still angeschaut und darauf geantwortet hatte: „Nein, mein kleiner Bub. Aber wenn ein Menschenherz zerspringt, das tut weh.“ Ihm war, als wäre etwas in ihm mit

Kirren entzwei gegangen, als wäre eine eiskalte Hand in das ineinander gewachsene Wurzelwerk ihrer Seelen gefahren und reiße nun roh und unbarmherzig dies feine Geflecht auseinander. Was half es, daß er sich in diesen Jahren des Zusammenlebens auf diesen Moment vorbereitet hatte, geglaubt hatte, sich vorbereitet zu haben — nun, da er da war, war alles doch ganz anders, als er sich's gedacht hatte.

Ihm schien, als rönne ein Bächlein roten Blutes aus seinem Herzen auf den Boden, als höre er es rieseln, und spüre, wie er daran verblute. Das war die gerechte Strafe solcher, die ihr Herz ohne Vorbehalt an eine andere Menschenseele hängen, denen nur ein Mensch die Welt bedeutet! . . .

„Ich habe dir schon dann und wann ihren Namen genannt, Paul. Es ist Helene Weidemüller, jene junge Lehrerin, die auch bei der Doktorin wohnt, oben auf Quartier 12. Ich habe, wie du weißt, 8. Wir trafen uns häufig auf dem Flur und manchmal auch bei Frau Doktor, mit der sie vierhändig Klavier spielte. Sie ist zwei Jahre jünger als ich und Turnlehrerin an der Gewerbeschule. Ich habe sie ganz still schon lange gern gehabt, aber ich traute dem Gefühl nicht recht und habe nie davon zu dir gesprochen, weil es dich beunruhigt hätte . . . Du hast mir oft erzählt, du hättest während deiner Studienzeit bei einem Philosophieprofessor ein Kolleg über das Wesen der Liebe gehört und da habe er mal gesagt, die Liebe sei vom Willen unabhängig. Siehst du, daran habe ich oft denken müssen. Es war ein Zwang, Paul; ich hatte keinen Willen . . . Und nun gestern abend, da war es so: ich kam aus der Fabrik und es war schon völlige Dämmerung. Ich laufe die Treppen hinauf, um recht schnell in mein Zimmer zu kommen, und als ich oben bin, sitzt Helene auf der letzten Stufe, hat ihr Gesicht ins Taschentuch gedrückt und weint. Ganz wie „die Verstoßene“ von Botticelli, die du unter deinen großen Photographien hast. Wie sie nun aufblickt und mich erkennt, will sie eilig fort, aber ich setze mich zu ihr — ich kann dir garnicht sagen, wie leid sie mir tat — und frage: „Was fehlt Ihnen, Fräulein Helene?“ Da trocknet sie schnell die Tränen und gibt verlegen zur Antwort: „Es kam so über mich. Heute ist der Todestag meiner Mutter. Es wurde mir plötzlich klar, wie allein und wie völlig vereinsamt ich bin.“ Nun siehst du, da kam es. Ein Wort gab das andere und zuletzt, da wußten wir, daß wir zueinander gehören und uns lieb haben. Bist du mir böse, lieber Paul?“

Eine verhaltene Angst, Furcht und Besorgnis klang in seiner Stimme. Paul Willmann konnte anfangs kein Wort herausbringen. Es war ihm, als hätte ihn jemand an die Kehle gepackt und würde ihn. Aber dann nahm er alle Kraft zusammen und be-

mühte sich, ganz ruhig und ein bisschen heiter — aber es klang fremd — zu sagen: „Hast du jenen Ausspruch eines weisen Mannes bedacht, mein Junge: vor der Heirat ist die Liebe eine zum Himmel aufsteigende, fröhlich trillernde Lerche, aber in der Ehe liegt das Vögelchen gebraten auf deinem Teller und — wie wenig ist an solch einem Tierchen!“

„Ich habe es überlegt, lieber Paul. Helene und ich wollen über alles schweigen. Nur du bist ins Geheimnis gezogen. Wir sind ja noch beide jung, wir können warten. Aber höre nur, was Herr Sörensen mir heute noch gesagt hat. „Neuberg“, sagte er, „wir wollen im kommenden Jahre, vielleicht schon im Januar, vielleicht aber auch erst um Johanni, in Bergheim ein Zweiggeschäft aufmachen, und ich will Ihnen die Verwaltung übergeben, weil ich Ihnen vertraue. Ich will Sie sogar so günstig stellen, daß Sie eventuell heiraten können,“ schloß er lachend. Und, Paul, das brauche ich dir doch nicht noch besonders zu versichern, in meinem Gefühl zu dir hat sich nichts geändert und wird sich nichts ändern. Du hast nun statt eines Freundes zwei. Helene liebt dich schon . . .“

„Torheiten!“ wollte Paul Willmann entgegnen, „weißt du es denn wirklich nicht: ein Freund, der sich verheiratet, kann tun, was er will, er ist der alte Freund nie mehr! Seiner Seele ist nun beständig die Seele der Frau zugesellt.“ Aber weil ihm das Denken schwer fiel und seine Gedanken durcheinander wirbelten wie ein Haufen welker Blätter, in die ein Sturm hineingefahren ist, sagte er nur mechanisch: „Erzähle mir nur weiter von deiner Helene.“ Doch hörte er ihm, der freudig darauf einging, garnicht zu, er stützte den Kopf an die weiche Lehne und empfand die Kühle des Leders angenehm an seiner heißen Stirn und hatte nur den einen Gedanken: „Finale! Alles ist aus und zu Ende . . .“ Als sie schieden, war es schon spät geworden. Paul hatte gebeten, kein Licht mehr machen zu dürfen, sondern es bei der Dämmerung, die von dem heiligen Lämpchen ausging, bleiben zu lassen. Er half George in den Mantel, drang ihm noch sein weißseides Cachenez gegen den Ostwind auf und geleitete ihn dann, mit seiner elektrischen Taschenlampe voranleuchtend, so, daß sein Gesicht im Schatten blieb, bis an die Haustür. Er wollte ihm sein Gesicht nicht zeigen, weil er fühlte, wie ihm die Tränen über die Wangen rannen. Nun öffnete er mit seinem Schlüssel die Tür. Draußen war es noch immer dunkel und windig, die Gaslaternen flackerten ängstlich und über dem gegenüberliegendem Hause sah er aus schwarzen Wolken einen einsamen Stern leuchten.

„Lebe wohl, mein lieber Freund“, sagte er leise. „Ich danke dir tausendmal für diese vier Jahre großen Glück's!“

„Ich habe dir weh getan, Paul. Ich weiß es. Vergieb mir!“ Und ehe der Andere es hindern konnte, hatte George dessen Hand ergriffen, seine weichen, warmen Lippen in langem, innigen Kuß auf sie gedrückt und war dann mit ein paar Sätzen in der Dunkelheit verschwunden . . . Paul Willmann tappte langsam die dunkle Treppe hinauf, denn er vergaß auf den Knopf der elektrischen Taschenlampe, die er noch immer in der Hand hielt, zu drücken und ging mit müdem Schritt auf den Türspalt seiner Zimmer zu, aus dem ein matter roter Schein auf den Korridor fiel und sich als dünner Streif auf den Fußboden legte, fast wie ein Blutfleck. Dann ließ er die Tür ins Schloß schnappen und fiel, als trügen ihn seine Füße nicht mehr, schwer in den weichen Ledersessel. Ganz weit sah er den feinen Körper des Eros aus Nacht und Dunkel herüberschimmern und das Lächeln, das auf dessen schönem Gesicht lag, schien mitleidig, fast ein wenig spöttisch zu sein. Dachte er auch: „Die Liebe ist Zwang und dem freien Willen entzogen?“ Er drückte den Kopf müde in die Ecke und schloß die Augen. Nun war alles so gekommen, wie es kommen mußte, und er konnte niemand anklagen, niemand beschuldigen. Wie glaubte er auf diesen Moment vorbereitet zu sein — und nun spürte er doch, daß er sich selber belogen und betrogen hatte. Unvorbereitet traf es ihn, weil er im tiefsten Grunde seines Herzens doch nie an die Möglichkeit eines Endes geglaubt hatte, nie hatte glauben wollen. Und ein Ende war es — daran konnte kein Mensch zweifeln . . . Daß der gute George eine unveränderte Fortdauer ihrer Kameradschaft für möglich hielt — ja, daran zweifelte er, Paul Willmann, garnicht, denn George war jung und unerfahren und wußte nicht, daß eine solche im Bereich des Unmöglichen lag. Er aber wußte es. Es war eben zu Ende!

Aber was nun weiter? Hier bleiben und ansehen, wie dieses Mädchen die Seele Georges Tag für Tag und Stunde um Stunde mehr von der seinen löste, bis ihm nichts mehr von ihr gehörte? Zuschauer sein, wie ein Gefühl starb? Nein, und abermals nein! Nicht, daß er etwa das Mädchen deshalb haßte! Gott! sie handelte instinkтив, der Frauennatur völlig angemessen, und je klüger sie war, je mehr sie ihn liebte, desto völliger mußte ihr diese Loslösung gelingen. Das war ihr gutes Recht. Hierbleiben und dabei sein, wie aus seinem schlanken, feinen Jungen ein feister Philister mit Hängebacken und Bierbauch wurde, der Windeln trocknete, die Wiege in Bewegung setzte und sich immer weiter von jenen Göttern entfernte, die sie einst gemeinsam angebetet hatten? . . . Nein, das nicht. Aber sich die Erinnerung dieser vier Jahre rein und ungetrübt erhalten, daß sie ihm wie ein Bildchen des frommen Fra Angelico auf Goldgrund, zum unvergäng-

lichen Besitz wurden — das konnte er, und das wollte er . . . Fortgehen, fortgehen, ehe eine häßliche Linie das schöne Bild zerstört oder verändert hatte. Und dann begann er alles Weitere zu überlegen . . . Einmal öffnete er die Augen und sah nur tiefe Dunkelheit um sich. Das Licht im Lämpchen des Eros war erloschen. Das Oel mußte ausgegangen sein. Er schloß wieder die schmerzenden Augen, spann den Gedankenfaden weiter und weiter, bis er endlich abriß und er in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

Als er nach Stunden erwachte, mußte er sich erst besinnen, wo er war und was sich ereignet hatte. Es war noch immer dunkel, aber ein schwaches Frühlicht dämmerte doch schon zu ihm herein, denn ein erster Schnee lag in dünner Schicht auf den Dächern der gegenüber liegenden Häuser; der helle leuchtende Stern aber, der von dort her nachts so köstlich geschimmert und ihn begrüßt hatte, der war verschwunden. Ihn fröstelte, und ein leichter Schmerz bohrte in seinen Schläfen. Langsam kam ihm wieder alles von gestern abend in den Sinn; er strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ja, ja, Paul Willmann,“ sagte er laut, sich erhebend und nach der Uhr blickend: „es ist zu Ende!“ Die Uhr zeigte halb sieben. Um acht kam Frau Taurit und kochte ihm den Kaffee, und um neun mußte er im Geschäft sein. Wie müde er war! Eine Weile ging er mit großen Schritten auf und nieder. Langsam dämmerte der Tag immer mehr herauf, und wenn er bis an das Bildchen kam: „Die ausgestoßene Liebe“, blieb er stehen und bemühte sich, die Umrisse des nackten, schlanken Knabenkörpers zu erkennen, der dort an der eisenbeschlagenen Tür in hilfloser Verzweiflung lehnte . . . Verstoßen! Verstoßen! Dann ging er ins Schlafzimmer, brachte sein Bett in Ordnung, denn wozu sollte die gute Alte es wissen, daß er es heute nacht nicht berührt hatte, kühlte Augen und Gesicht mit kaltem Wasser und wechselte seinen Anzug. Als er in den Spiegel sah, nickte er zufrieden. „Ein bischen übermüdet zwar,“ dachte er, „doch sonst das alte Gesicht.“ So ging die Zeit hin. Der heiße Kaffee tat ihm wohl. Er riß ein Blatt vom Notizblock und schrieb mit fester Hand: „Wladiwostok. Willmann und Schwechner. Angenommen. Reise in den nächsten Tagen ab.“ Diesen Zettel steckte er in ein Couvert und ging ins Geschäft. Im Vorraum der Apotheke begegnete ihm der Hausknecht. „Heinrich“, sagte Paul Willmann, „bringen sie das gleich auf's Telegraphenamt. Hier haben Sie Geld. Ich kenne den Betrag für's Telegramm nicht genau. Was darüber ist, behalten Sie.“

Fünf Tage nachher hielt die Droschke vor der Haustür Paul Willmanns, die ihn zum Bahnhof bringen sollte. Er ging, schon im Reisepelz, noch einmal durch seine drei Zimmer, die leer und

Öde, ihn fremd und nackt anstarnten. Seine Möbel waren bei einem Spediteur abgestellt und sollten ihm in den nächsten Monaten nachgeschickt werden. Nur der Eros stand vereinsamt auf dem Mahagoni-Postament und an der Tür des Speisezimmers lehnte mit verweinten Augen Frau Taurit. Sie hatte in diesen letzten Tagen nur wenig gesprochen und keine Fragen gestellt, aber daß sie der Erzählung und Erklärung über den Grund seiner plötzlichen Abreise ungläubig gegenüberstand, hatte er ihrem Gesicht angesehen.

„Also, Marlenchen, Sie wissen, wie Sie es mit allem zu halten haben und es betrübt mich nur, Sie nicht mitnehmen zu können“, sagte er in erkünstelter Heiterkeit. „Nach etwa zehn Tagen wird Herr Neuberg wieder hier sein. Dann händigen Sie ihm den Brief ein, den ich Ihnen gleich geben werde, und wenn der Heinrich das Postament und den schönen Knaben da, der Sie in ihrer Jugend sicher auch geplagt haben wird, in Herrn Neubergs Wohnung bringt, so gehen Sie mit ihm und achten darauf, daß nichts beschädigt wird. Ich werde dem Eros gleich etwas um den Hals hängen, ein altes Goldkettlein mit einem Herzchen daran. Behalten Sie das im Auge und sagen Sie Herrn Neuberg, es sei mein Herz, das ich ihm zum Andenken zurücklasse“, schloß er mit mißglücktem Lächeln. „Hier haben Sie auch den Brief, den ich nur noch schließen muß.“

Er entnahm seiner Brieftasche ein noch unverschlossenes Couvert, aus dem er den Inhalt hervorzog. Es war der letzte Brief seines Vetters Oskar und ein Blättchen, das nur wenige Zeilen enthielt, die er nochmals überlas:

„Mein lieber Junge! Der einliegende Brief wird dir alles erklären. Die Abreise fällt mir schwer, aber die Aussicht, endlich einmal selbstständig zu werden, darf ich in meinem Alter nicht mehr von der Hand weisen. Die mit einander verlebte Zeit, die hat mein Gedächtnis in Gold gerahmt. Tausend, tausend Dank! Paul.

Dann schob er beides in den Umschlag, schloß ihn und schlängelte eine feingliedrige Goldkette um den Hals des Götterknaben. Ein kleines Rubinherz hing an ihr. Es stammte aus dem Nachlaß jenes wunderlichen Großöheims und mochte eine Geschichte haben, eine traurige, denn es enthielt in winziger Schrift die Worte: „Oblivisci nequeo“.



### *Benvenuto Cellini \*)*

*Von Franz Lechleitner*

Ich habe Florentiner Blut,  
Ein blühend Herz und Feuermut.  
In Flammen schaff ich erzern Gut.  
Bin Gott treu, sonst auf meiner Hut.  
Ich schmiede, was die Menschen freut,  
Mit sinnbedachter Herrlichkeit  
Und fürchte keinen Menschenneid.  
Und wenn ich einem was vertrau,  
Ist's nur das Feste, das ich bau,  
Und nur das Schöne, was ich schau.

Das liegt lebendig um mich her  
Und sucht mit freundlichem Verkehr  
Zu zeigen mir, was köstlich wär,  
Der Welt schaff und der Kunst ihr Ehr.  
Drum ist die Kunst mir Zeitvertreib,  
Und Zauber hat mir Mann und Weib  
Mit kraft- und lustgeschaffnem Leib.  
Und will ich küssen, küß ich warm  
Und halt in allertiefstem Harm  
Das, was mich freut, zur Nacht im Arm.

Mein Lehrbub lacht mich schalkhaftan,  
Wart nur, du Schelm! bald ist getan,  
Was du begehrst in süßem Wahn.  
Geduld — Geduld — 's kommt alles dran!  
Dein Mund ist süß, das ist mir recht.  
Dein Leib ist frisch, das schmeckt nicht schlecht,  
Grad wie ich mir es wünschen möcht.  
Komm her! Die Nacht spielt warm und fein.  
Verschwiegen ist mein Kämmerlein,  
Und spuckt's wer, macht's mir auch nit Pein.

Und was der Papst mir abgeknaust,  
Ich habs geholt mit grimmiger Faust.  
Und niemals ist mein Zorn erbraust,  
Daß er den Feind nicht hingeaust.  
Hält vor mir König Franz sein' Gab,  
Schenk ich ihm spottweis all mein Hab,  
Erz, Steine, Gold, Gesind und Knab.  
Und in sein feiles Schranzenpack  
Hau ich mit hartem Säbelknack —  
Pfui! Volles Maul und leerer Sack!

Gebändigt hat mich keine Hand,  
Kein Schwertstreich, keine Kerkerwand,  
Kein Bannstrahl warf mich in den Sand.  
Wegoffen steht ein jeglich Land

\*) Florentiner Goldschmied und Bildhauer der Renaissance.  
Lebte von 1500 — 1572 in Rom, Florenz, Paris.

Dem, der sein Kraft im Herzen weiß,  
Und klimm ich übers Gletschereis  
Und macht der Südnachtduft mir heiß,  
Und hält mich selbst die schwarze Pest  
Mit ihrer giftigen Kralle fest,  
Ich weiß, daß mich mein Heil nicht läßt.

Und kenn ich ganz des Lebens Bau  
Und maß ich jedes Maß genau  
Und ward ich ernst und still und schlau,  
Hol ich mir eine muntre Frau,  
Daß sie mir in manch schöner Nacht  
Noch ein paar runde Buben macht.  
Dann leb ich neu in deren Pracht.  
Und was ich schuf, war stark und gut.  
Deß freu ich mich mit reinem Mut  
Und preis mein Florentinerblut.



### Gefängnis

Von Ernst Horst

Hier ist es still.  
Die Welt liegt fern, und alles Leben kreist in engen Mauern.  
Die Sonne wirft zuweilen spätes Licht durch hohe Gitter,  
Ein Stückchen Himmel blaut dann rein und hell.  
Ich kniee mich in einen Flecken Sonne,  
Greife das Licht mit meinen kalten Händen  
Und friere nicht mehr so.  
Der Finkenschlag vor meinem Fenster  
Ist Ahnung von dem Duft erster Blüten  
Und sagt, daß draußen wieder Frühling strahlt. —  
Und irgendwo ist jetzt sein Pulsschlag laut.  
Es jubeln Lieder durch den Raum  
Und junge Hände winden Kränze zu neuem Tag.  
Vielleicht bist Du auch mitten unter ihnen  
Und schaust, ob ich nicht käme:  
Fern lockt ein Meer, auf dem die Sonne flutet,  
Zu Träumen unserer Knabenjahre;  
Sehnsucht nach sagenhaften Archipelen,  
Abenteuerlust kreist mit der Möwen Flug —  
Ich aber fürchte mich so sehr  
Vor all dem Zauber, der mich einst beglückte,  
Und weine still in meine Dunkelheit.

### Aus Nietzsche's Briefen \*)

Für den EIGENEN zusammengestellt von Erich Kampff

#### a) Freundschaft

An Erwin Rohde —

Naumburg u. Leipzig, Januar 1869 (Oehler, Seite 75 u. l.)

„Wer sich als Einsiedler zu fühlen gewöhnt hat, wer mit kalten Blicken durch alle die gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Verbindungen hindurchsieht und die winzigen zwirnfädigen Bändchen merkt, die Menschen an Menschen knüpfen, Bändchen so fest, daß ein Windhäuchchen sie zerbläst: wer dazu die Einsicht hat, daß nicht die Flamme des Genies ihn zum Einsiedler macht, jene Flamme, aus deren Lichtkreis alles flieht, weil es, von ihr beleuchtet, so totenbangmäßig, so narrenhaft, spindeldürr und eitel erscheint: nein, wer einsam ist vermöge einer Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebrauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensstrebungen, der weiß, welch ein unbegreiflich hohes Wunder ein Freund ist; und wenn er ein Götzendiener ist, so muß er vor allem „dem unbekannten Götter, der den Freund schuf“, einen Altar errichten. Ich habe hier Gelegenheit, mir die Ingredienzen eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehen: hier ist kein Vergleich in der Höhe mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichste und Trivialste, überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl — das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel wert sein zu können. Aber Freundschaften? — es gibt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja, es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur wenigen zuteil wird, jenen ermatteten Wanderen, „denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist“: sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdurrt Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft. Diese wenigen aber singen in den Klüften und Höhlen, wo sie ungestört vom Weltlärm ihren Göttern opfern, schöne Hymnen auf die Freundschaft und der alte Oberpriester Schopenhauer schwenkt dazu den Weihkessel seiner Philosophie.“

\*) Nietzsche's Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler, Insel-Verlag, Leipzig, 1917.

## An die Mutter —

Basel, 16. Juni 1869 (Oehler, Seite 83)

„Ich würde noch viel zufriedener sein, wenn ich meinen Freund Rohde hier hätte: denn es ist lästig, sich wieder einen intimen Freund und Berater anschaffen zu müssen als Hausbedarf.

## An Erwin Rohde —

Naumburg, 7. Oktober 1869 (Oehler, Seite 94)

„Draußen vor den Fenstern liegt der gedankenreiche Herbst, im klaren, mildwärmenden Sonnenlichte, der nordische Herbst, den ich so liebe, wie meine allerbesten Freunde, weil er so reif und wunschlos unbewußt ist. Die Frucht fällt vom Baum ohne Windstoß.

Und so ist es mit der Liebe der Freunde: ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begeht nichts für sich und gibt alles von sich.

Nun vergleiche die scheußlich-gierige Geschlechtsliebe mit der Freundschaft!

Ich sollte auch meinen, daß jemand, der den Herbst, wenige Freunde und die Einsamkeit wahrhaft liebt, sich einen großen, fruchtbar-glücklichen Lebensherbst prophezeien darf.“

## An Frhr. von Gersdorff —

Basel, 4. Februar 1872 (Oehler, Seite 135)

„Was du auch tun magst — denke daran, daß wir beide mit berufen sind, an einer Kulturbewegung unter den Ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später der größeren Masse sich mitteilt. Dies sei unser Stolz, dies ermutige uns: im übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.“

## An Frhr. von Gersdorff —

Basel, 13. Dezember 1875 (Oehler, Seite 200)

„Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Haß, Bestrebung, Hoffnung miteinander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur beieinander zu sitzen; ich glaube, wir

brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut: „Wie wird sich Gersdorff dabei freuen!“ Denn, um dir dies zu sagen, du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selber seltener und edler als die des Mitleidens.“

## An Erwin Rohde —

Rosenlauibad, 28. August 1877 (Oehler, Seite 204f.)

„Lieber, lieber Freund, wie soll ich es nur nennen — immer wenn ich an dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als mir neulich jemand schrieb: „Rohdens junge Frau, ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet“, da habe ich sogar Tränen vergossen, ich weiß gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, daß ich dir dein Glück nicht gönne, oder der Aerger darüber, daß mir jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiß wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen „Hymnus an die Einsamkeit“ im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich, als ob du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest; am Abend darauf spielte ich auch eines, so gut ich es verstand, und es gelang mir, so, daß alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finsternen Stube und niemand hörte es. So muß ich Glück und Tränen und alles in mich verschlucken.“

## An Professor Overbeck —

Genf, 11. April 1879 (Oehler, Seite 219)

„Lieber Freund, wir haben jetzt wieder einen Wunsch gemeinsam: daß jemand das überreiche Philosophieren des Altertums über Freundschaft zusammenfasse und wieder erwecke. Es muß einen Klang wie von hundert verschiedenen Glocken geben.“ —

An Malwida von Meysenbug —  
Naumburg, 14. Januar 1880 (Oehler, Seite 2225)

„Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnis über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.“

An Peter Gast —  
Lautenburg, 20. August 1882 (Oehler, Seite 254)

„Wir wollen dem Leben ja nicht gram werden, sondern immer mehr werden, die wir sind — die „Fröhlich-Wissenden“.

An die Schwester —  
Nizza, Mittwoch, den 23. März 1887 (Oehler, Seite 305f.)

„Mich zu verheiraten wäre jetzt vielleicht eine einfache Dummheit, bei der mir meine blutig erworbene Unabhängigkeit sofort wieder flöten ginge. Ich hätte dabei ja wieder nötig, in irgend einem Staate Europas mich zum Bürger zu machen, mitzuwählen; ich würde Rücksicht auf Weib, Kind, Familie des Weibes, den Ort, wo ich lebte, die Menschen, mit denen wir verkehrten, zu nehmen haben: aber mir dergestalt die Zunge zu binden, wäre mein Untergang. Lieber elend, krank, gefürchtet in irgend einem Winkel leben, als „arrangiert“ und eingereiht in die moderne Mittelmäßigkeit. Es fehlt mir weder an Mut noch an guter Laune. Beides ist mir geblieben, weil ich keine Feigheiten und falschen Kompromisse auf dem Gewissen habe. Beiläufig gesagt, ein weibliches Wesen, das sich zum Verkehr mit mir eignete, dessen Nähe mich nicht langweilte und nervös machte, habe ich bis jetzt noch nicht wieder gefunden. Das Lama\* war ein guter Hausgenosse, dafür finde ich keinen Ersatz, aber es wollte seine Energie austoben und sich aufopfern. Für wen? für eine jämmerliche fremde Menschheit, von welcher es niemals Dank erfährt — und nicht für mich. Und ich wäre ein so dankbares Tier und immer bereit zu einem fröhlichen Gelächter. Kannst du denn überhaupt noch lachen? Ich fürchte, bei diesen verbitterten Menschsn da drüben wirst du es ganz verlernen. — Uebrigens, ich kenne halb Europa in Hinsicht auf Weiblichkeit, und überall, wo ich die Einwirkung der Frauen auf ihre Männer beobachten konnte, bemerkte ich eine Art langsamen Herunterkommen als Resultat, z. B. bei den armen \*\*\* Wenig ermutigend, nicht wahr?

\*) Spitzname für die Schwester, Elisabeth Förster-Nietzsche, die damals jung verheiratet mit ihrem Gatten Bernhard Förster in Paraguay (Südamerika) lebte. E. K.

### b) Deutsches Volk und deutsche Politik

An Mutter und Schwester —  
Leipzig, zweite Hälfte Juni 1866 (Oehler, Seite 27)

„Ich hoffe, daß Ihr Euch eine Zeitung haltet, sodaß Ihr mit Eifer verfolgt habt, was die letzten Wochen für entscheidende Ereignisse gebracht haben. Die Gefahr, in der Preußen steckt, ist ungeheuer groß: daß es gar durch einen vollkommenen Sieg imstande wäre, sein Programm durchzusetzen, ist ganz unmöglich. Auf diese revolutionäre Weise den deutschen Einheitsstaat zu gründen, ist ein starkes Stück Bismarcks. Mut und rücksichtslose Konsequenz besitzt er, aber er unterschätzt die moralischen Kräfte im Volke. Immerhin sind aber die letzten Schachzüge vorzüglich. Vor allem hat er es verstanden, auf Oesterreich einen gewaltigen, wenn nicht den größten Teil der Schuld zu wälzen.“

Unsere Lage ist sehr einfach. Wenn ein Haus brennt, fragt man nicht zuerst, wer den Brand verschuldet hat, sondern löscht. Preußen steht in Brand. Jetzt gilt es zu retten. Das ist das allgemeine Gefühl.

Mit dem Moment, wo der Krieg begann, traten alle nebensächlichen Rücksichten zurück. Ich bin ein ebenso enragierter Preuße, wie z. B. der Vetter ein Sachse ist . . .“

An Frhr. von Gersdorff —  
Basel, 7. November 1870 (Oehler, Seite 111)

„Vor dem bevorstehenden Kulturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu teuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Kultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen; mit den Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zugunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mags ein anderer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer, aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben. — Damit nicht der Dieb kommt und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Taten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.“

Für die kommende Kulturperiode sind die Kämpfer vonnöten: für diese müssen wir uns erhalten.“

## DER EIGENE

### An Hans von Bülow —

Santa Margherita bei Genua, Dezember 1882 (Oehler, Seite 257f.)

„Meine Reise nach Deutschland in diesem Sommer — eine Unterbrechung der tiefsten Einsamkeit — hat mich belehrt und erschreckt. Ich fand die ganze liebe deutsche Bestie gegen mich anspringend, — ich bin ihr nämlich durchaus nicht mehr „moralisch genug“.

### An Peter Gast —

Rapallo, 19. Februar 1883 (Oehler, Seite 261)

„Sogar ein Mitglied des Reichstags und Anhänger Bismarcks (Delbrück) soll seinen äußersten Unwillen darüber ausgedrückt haben, daß ich nicht — in Berlin lebe, sondern in Santa Margherita!!“

### An Malwida von Meysenburg! —

Chur (Schweiz), 12. Mai 1887 (Oehler, Seite 311)

„Nach Versailles zu kommen — ach wäre es nur irgendwie mir möglich! Denn ich verehre den Kreis Menschen, den Sie dort vorfinden (sonderbares Bekenntnis für einen Deutschen: aber ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt, und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten, die alle Dinge nach dem Prinzip: „Deutschland, Deutschland über alles“ beurteilen).“

### An Professor Overbeck —

Turin, 18. Oktober 1888 (Oehler, Seite 357f.)

„Gegen die Deutschen gehe ich darin\*) in ganzer Front vor: Du wirst dich nicht über „Zweideutigkeit“ zu beklagen haben. Diese unverantwortliche Rasse, die alle großen Malheurs der Kultur auf dem Gewissen hat und in allen entscheidenden Momenten der Geschichte etwas „anderes“ im Kopfe hatte (— die Reformation zur Zeit der Renaissance, Kantische Philosophie, als eben eine wissenschaftliche Denkweise in England und Frankreich mit Mühe erreicht war; „Freiheits-Kriege“ beim Erscheinen Napoleons, des Einzigen, der bisher stark genug war, aus Europa eine politische und wirtschaftliche Einheit zu bilden —) hat heute das „Reich“, diese Rekrudeszenz der Kleinstaaten und des Kultur-Atomismus, im Kopfe, in einem Augenblitze, wo die große Wertfrage zum erstenmal gestellt wird. Es gab nie einen

\*) In einer der letzten Schriften. Welche? wird nicht ganz klar. E. K.

## NETTE VOLKSVERTRETER

wichtigeren Augenblick in der Geschichte: aber wer wußte etwas davon? Das Mißverhältnis, das hier zu Tage tritt, ist vollkommen notwendig: im Augenblick, wo eine nie geahnte Höhe und Freiheit der geistigen Leidenschaft Besitz ergreift von dem höchsten Probleme der Menschheit und für deren Schicksal die Entscheidung heraufbeschwört, muß sich die allgemeine Kleinheit und Stumpfheit umso schärfer dagegen abheben. Gegen mich gibt es durchaus noch keine „Feindschaft“: man hat einfach keine Ohren für irgend etwas von mir, folglich weder ein Für noch ein Wider...“

### Nette Volksvertreter!

Die Gemeinschaft der Eigenen und der Verlag dieser Zeitschrift sind ununterbrochen bemüht, durch Aufklärungsmaterial führende Persönlichkeiten für unsere Bestrebungen zu gewinnen. So ging sämtlichen 492 Reichstagsabgeordneten Heft 4 des EIGENEN mit dem Leitartikel „Unser Bekenntnis zur Republik“ als Material für die Abschaffung des § 175 zu. Als Antwort auf eine solche Sendung haben wir folgenden Brief erhalten:

An die Gemeinschaft der Eigenen  
Bund für Freundschaft und Freiheit  
z. H. von Herrn Adolf Brand

Berlin-Wilhelmshagen.

Anliegend sende ich Ihnen das mir zugesandte  
Anschreiben nebst Anlagen zurück. Ich er-  
suche Sie, mich künftig mit der Zusendung  
derartiger Schweinereien zu verschonen.

Wilhelm Henning, Major a. D., M. d. R.

Der Absender, Herr Major Henning, ist Mitglied der nationalsozialistischen Freiheitspartei. Er hat aus den homosexuellen Skandalen der Hofaffäre und aus den Dummheiten der damaligen Regierung nichts gelernt. Und er ist darum ein Beweis für den politischen Tiefstand der deutschen Wähler und für die himmelschreiende Ignoranz und Gewissenlosigkeit so vieler Unfähigen, die heute als Vertreter deutscher Bildung und als Verteidiger deutscher Freiheit in den Reichstag kommen. Denn es ist einfach eine bodenlose Gemeinheit und Böswilligkeit, unsere ethisch-politischen Bestrebungen als Schweinereien zu bezeichnen und unsrern 30jährigen Kampf durch eine derartige ebenso hirnlose wie unverschämte Aburteilung in Verruf zu bringen. Unsere Kulturarbeit, die nicht zum kleinsten Teile doch auch gerade den Parteidächern der völkischen Gruppen zu Gute kommt, kann sich jedenfalls getrost neben den moralischen Leistungen und neben dem edlen Freiheitsheldentum des Herrn Majors Wilhelm Henning sehen lassen. A. B.

## An Hans von Bülow —

Santa Margherita bei Genua, Dezember 1882 (Oehler, Seite 257f.)

„Meine Reise nach Deutschland in diesem Sommer — eine Unterbrechung der tiefsten Einsamkeit — hat mich belehrt und erschreckt. Ich fand die ganze liebe deutsche Bestie gegen mich anspringend, — ich bin ihr nämlich durchaus nicht mehr „moralisch genug“.

## An Peter Gast —

Rapallo, 19. Februar 1883 (Oehler, Seite 261)

„Sogar ein Mitglied des Reichstags und Anhänger Bismarcks (Delbrück) soll seinen äußersten Unwillen darüber ausgedrückt haben, daß ich nicht — in Berlin lebe, sondern in Santa Margherita!!“

## An Malwida von Meysenburg! —

Chur (Schweiz), 12. Mai 1887 (Oehler, Seite 311)

„Nach Versailles zu kommen — ach wäre es nur irgendwie mir möglich! Denn ich verehre den Kreis Menschen, den Sie dort vorfinden (sonderbares Bekenntnis für einen Deutschen: aber ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt, und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten, die alle Dinge nach dem Prinzip: „Deutschland, Deutschland über alles“ beurteilen).“

## An Professor Overbeck —

Turin, 18. Oktober 1888 (Oehler, Seite 357f.)

„Gegen die Deutschen gehe ich darin\*) in ganzer Front vor: Du wirst dich nicht über „Zweideutigkeit“ zu beklagen haben. Diese unverantwortliche Rasse, die alle großen Malheurs der Kultur auf dem Gewissen hat und in allen entscheidenden Momenten der Geschichte etwas „anderes“ im Kopfe hatte (— die Reformation zur Zeit der Renaissance, Kantische Philosophie, als eben eine wissenschaftliche Denkweise in England und Frankreich mit Mühe erreicht war; „Freiheits-Kriege“ beim Erscheinen Napoleons, des Einzigen, der bisher stark genug war, aus Europa eine politische und wirtschaftliche Einheit zu bilden —) hat heute das „Reich“, diese Rekrudeszenz der Kleinstaaten und des Kultur-Atomismus, im Kopfe, in einem Augenblitze, wo die große Wertfrage zum erstenmal gestellt wird. Es gab nie einen

\*) In einer der letzten Schriften. Welche? wird nicht ganz klar. E. K.

wichtigeren Augenblick in der Geschichte: aber wer wußte etwas davon? Das Mißverhältnis, das hier zu Tage tritt, ist vollkommen notwendig: im Augenblick, wo eine nie gehahnte Höhe und Freiheit der geistigen Leidenschaft Besitz ergreift von dem höchsten Probleme der Menschheit und für deren Schicksal die Entscheidung heraufbeschwört, muß sich die allgemeine Kleinheit und Stumpfheit umso schärfer dagegen abheben. Gegen mich gibt es durchaus noch keine „Feindschaft“: man hat einfach keine Ohren für irgend etwas von mir, folglich weder ein Für noch ein Wider...“

## Nette Volksvertreter!

Die Gemeinschaft der Eigenen und der Verlag dieser Zeitschrift sind ununterbrochen bemüht, durch Aufklärungsmaterial führende Persönlichkeiten für unsere Bestrebungen zu gewinnen. So ging sämtlichen 492 Reichstagsabgeordneten Heft 4 des EIGENEN mit dem Leitartikel „Unser Bekenntnis zur Republik“ als Material für die Abschaffung des § 175 zu. Als Antwort auf eine solche Sendung haben wir folgenden Brief erhalten:

An die Gemeinschaft der Eigenen  
Bund für Freundschaft und Freiheit  
z. H. von Herrn Adolf Brand  
Berlin-Wilhelmshagen.

Anliegend sende ich Ihnen das mir zugesandte  
Anschriften nebst Anlagen zurück. Ich er-  
suche Sie, mich künftig mit der Zusendung  
derartiger Schweinereien zu verschonen.

Wilhelm Henning, Major a. D., M. d. R.

Der Absender, Herr Major Henning, ist Mitglied der nationalsozialistischen Freiheitspartei. Er hat aus den homosexuellen Skandalen der Hofaffäre und aus den Dummheiten der damaligen Regierung nichts gelernt. Und er ist darum ein Beweis für den politischen Tiefstand der deutschen Wähler und für die himmelschreiende Ignoranz und Gewissenlosigkeit so vieler Unfähigen, die heute als Vertreter deutscher Bildung und als Verteidiger deutscher Freiheit in den Reichstag kommen. Denn es ist einfach eine bodenlose Gemeinheit und Böswilligkeit, unsere ethisch-politischen Bestrebungen als Schweinereien zu bezeichnen und unsrern 30jährigen Kampf durch eine derartige ebenso hirnlose wie unverschämte Aburteilung in Verruf zu bringen. Unsere Kulturarbeit, die nicht zum kleinsten Teile doch auch gerade den Parteidächtern der völkischen Gruppen zu Gute kommt, kann sich jedenfalls getrost neben den moralischen Leistungen und neben dem edlen Freiheitsheldentum des Herrn Majors Wilhelm Henning sehen lassen. A. B.

## Der heilige Hieronymus

Von Eugen Ernst

Es war an einem Nachmittag im Mai, als Herr Heinrich Hieronymus, Doktor der Philosophie, in seiner Bücherei saß und einen Brief öffnete, den ihm eben die Köchin Babette zusammen mit einem Buch hereingereicht hatte. Vor ihm auf dem Tisch brannte unter der Wiener Kaffeekanne mit wohliger sanftem Gesumme das Spiritusflämmchen und bewegte sich in dem linden Frühlingswinde, der durch das offene Fenster kam, leicht hin und her, als hätte es nicht übel Lust, wie ein leichtsinniger Schmetterling in die sonnige Welt hinauszufliegen.

Der Brief kam von Fräulein Katharina Hensel, die seit vielen Jahren Vorsteherin der Stadttöchterschule war, mit der Heinrich Hieronymus eine gemeinsame Jugend verlebt hatte, und die in treuer Kameradschaft zu ihm hielt. Der Doktor lächelte beim Lesen, legte, nachdem er mit der Lektüre fertig war, das Blatt auf den Tisch und lehnte den Kopf an die gestickte Schlummerrolle des Lehnstuhls.

Der Inhalt des erhaltenen Schreibens lautete so:  
„An den heiligen Hieronymus in seinem Gehäuse“.

Vielwerter Freund!

Mit herzlichem Dank sende ich Ihnen Zellers „Friedrich der Große als Philosoph“ zurück. Das Buch hat mich ungemein interessiert, und der alte Zeller ist ein ganzer Kerl. In allen Sätteln gerecht, tummelt er sein Rößlein auf den verschiedensten Gebieten mit immer gleichem Geschick, und man staunt immer von neuem über seine Vielseitigkeit. Auch Ihrem Herzensheiligen, dem Weisen von Sanssouci — welch glücklich gewählter Name: „ohne Sorgen“ — hat er mich um ein Stückchen näher gebracht. Aber nur um ein Stückchen. Sie wissen ja: mein Lebtag werde ich ihm sein Betragen gegen die Königin, gegen Elisabeth Christine, nicht verzeihen. Als Gans möchte er sie hinstellen, die doch ein ganz kluges und gescheidtes Frauenzimmer gewesen ist. Das soll mir ein Ehemann sein! Amüsiert sich mit seiner geistreichen Tafelrunde im schönen Sanssouci und lässt die arme Frau im langweiligen Schönhausen verschimmeln . . . Danke für derlei Gatten! Spüren Sie, was ihm bei all seiner Größe gefehlt hat? Die größte aller Begabungen: die Fähigkeit zur Liebe und Ehe. Im übrigen ist es gut, daß Sie den Namen „der heilige Hieronymus“ schon weg haben. Er hätte auch anders und bedenklicher lauten können. Schlagen Sie im Zeller die Seite 83 auf und lesen Sie

den von mir angestrichenen Ausspruch des großen Friedrich. „Ein Name, der sich nur mit der Wissenschaft beschäftigt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Wehrwolf“. Gott sei gedankt, Sie haben wenigstens eine Freundin, und das ist Ihre ergebene Katharina H.“.

Nachschrift: ich erwarte Sie zur gewohnten Stunde am Donnerstage. Bis dahin wünsche ich Ihnen die bisherige Freude des einsamen Schauens und die bisherige Freude des ungestörten Verkehrs mit Ihren Gedanken. Wer sollte auch den heiligen Hieronymus stören? Hund und Löwe, seine Begleiter, liegen schlafend im Sonnenschein und blinzeln nicht einmal. Ach, was sind die Heiligen doch für glückliche Leute! Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen“.

Ja, er lächelte, aber — es war ein etwas trübes Lächeln. „Ohne Freunde“, in der Tat, so war es. Aber warum war es so? Er hatte sich in seinen jungen Jahren, ehe ihn die Arbeit so ganz hingenommen hatte, doch so leidenschaftlich nach einem Freunde gesehnt! Ach, weil einem nur der Traum solche Freude bescheerte, wie er sie ersehnte . . . Deshalb lebte er wie ein Karthäuser.

Und was hatte Katharina, die Kluge, von Friedrich dem Einzig gesagt? „Ihm fehlte die größte aller Begabungen, die Fähigkeit zur Liebe und Ehe“. Nein, nein — die zur Liebe gewiß nicht. Hatte er nicht Keith geliebt, Katte, seinen Cäcarion, Schwerin und viele Andere? Die Fähigkeit, das Talent zur Ehe — o, die fehlte manchem. Ihm fehlte sie auch. Es gab Menschen und es gab Einsame, — die waren aus anderem Geschlecht, und zu diesem gehörten sie beide, der große König und er, der Doktor Heinrich Hieronymus.

Er erhob sich von seinem Sitz und ging ein paar Mal durch den teppichbelegten Raum, in dem sich Bücherschrank an Bücherschrank reihte, und blieb dann vor dem großen Kupferstich Dürers stehn, der an der seinem Schreibtisch gegenüber liegenden Wand hing. Früher hatten hier nur die beiden farbigen Medici-Drucke ihren Platz gehabt: der junge Friedrich von Pesne und der alte Fritz von Graff, aber seitdem ihn Katharina Hensel mal am Weihnachtsabend mit dem Dürer überrascht hatte — den Necknamen „der heilige Hieronymus“ hatte sie ihm schon vor Jahren angehängt — waren die Königsbilder von ihm auseinander gerückt und der Namensvetter dazwischen geschoben worden. Einen richtigen Zusammenklang gab das allerdings nicht — der Stich im Eichenrahmen und die farbigen Friedriche in breiter Goldleiste. Doch, wollte er sie alle drei von seinem Schreibtisch aus vor Augen haben, ging es nicht anders. Er war gewohnt, wenn

## Bücher und Menschen

### **Sexual-Katastrophen**

Bilder aus dem modernen Geschlechts- und Eheleben von Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, Botschaftsarzt Dr. Leo Klauber, Kriminalkommissar Gotthold Lehnerdt, Facharzt Dr. Ludwig Levy-Lenz, Justizrat Dr. Johannes Werthauer. Unter Mitwirkung von Landgerichtsrat Dr. Otto Goldmann, Untersuchungsrichter am Landgericht Leipzig. Herausgegeben von Dr. Ludwig Levy-Lenz. 1926. Verlag A. H. Payne, Leipzig. 398 Seiten, Preis 8.— Mark.

Das uns vorliegende und aus der Feder erster Fachmänner stammende stattliche Sammelwerk, dessen sehr gute und geschmackvolle Ausstattung schon empfehlend wirkt, ist sicher eines der stärksten und epochemachendsten Bücher dieser Art. Es kann uns sicher niemand vorwerfen, daß wir an übertriebenen Sympathiegefühlen für Aerzte und Juristen von Ruf leiden oder daß wir die „Lösung“ des sexuellen Problems im allgemeinen oder des Spezialproblems, das uns besonders beschäftigt, von der wissenschaftlichen Behandlung oder Aufklärung erwarten. Daß aber Mediziner und Juristen bei dieser Frage, soweit sie wissenschaftlichen Charakter trägt, Fachleute sind und ein gewichtiges Wort mitzureden haben, wird niemand ihnen bestreiten wollen, am wenigsten derjenige, der weiß, daß diese Leute, sobald es sich um den Ausbau einer neuen Geschlechtskultur handelt, versagen müssen, soweit sie nur Wissenschaftler sind, was leider in den meisten Fällen zutrifft. Aber wir müssen unserer offenen und unverhohlenen Freude darüber Ausdruck geben, daß wir den Eindruck haben, daß hier zumeist Männer zu uns sprechen, die einen mutigen und klaren Kampf für Wahrheit und Recht trotz ihrer in der Oeffentlichkeit z. T. hochangesehenen Namen nicht scheuen und den Mut haben, die Dinge klar

bei ihrem Namen zu nennen. So werden wir durch die erschütternden Tiefen unseres modernen Geschlechtslebens von kundiger Hand geführt und kommen immer wieder zum Schluß des Goethischen Mephistopheles:

„Es erben sich Gesetz und Rechte  
Wie eine ew'ge Krankheit fort,  
Sie schleppen von Geschlecht sich  
zum Geschlechte  
Und rücken sacht von Ort zu Ort.  
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;  
Weh dir, daß du ein Enkel bist!  
Vom Rechte, daß mit uns geboren ist,  
Von dem ist leider nie die Frage.“  
Es ist das ethische Ziel der Verfasser,  
diese „ew'ge Krankheit“ mit den  
Mitteln gesunder Reformen nach  
Kräften zu bekämpfen und wir können  
dieses Unternehmen nur freudigst be-  
grüßen.

Wenden wir uns nun dem Inhalt des Werkes zu, so folgt dem schwungvollen Vorwort von Dr. Levy-Lenz der erste Abschnitt von Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld mit der Gesamtüberschrift: „Schuldig geboren.“ Einem Abschnitt, der ein Gutachten Hirschfelds über einen Transvestiten wiedergibt, dem dadurch die Erlaubnis zum Tragen weiblicher Kleidung verwirkt wurde, folgt eine aktenmäßige Darstellung eines Falles von Kinderschändung, begangen von einem Arzt in seiner Sprechstunde an einem in seiner Behandlung befindlichen kleinen Mädchen. Den Höhepunkt und Abschluß bildet auch hier ein Gutachten Hirschfelds, das alle vorherigen Gutachten teils ergänzt, teils widerlegt und zur Freisprechung des Angeklagten führt. Es folgen dann zwei Dokumente über Homosexualität, die uns naturgemäß besonders interessieren. Zunächst der erschütternde Lebenslauf einer weiblichen Homosexuellen aus ihrer eigenen Feder, die Tragödie eines alternden Mädchens, das durch seine unglückliche Veranlagung sein ganzes Lebens-

glück eingebüßt hat und nun nur noch den einzigen Wunsch hat, in Männerkleidern und mit männlichen Vornamen den Rest ihres Daseins leben zu dürfen, was ihr auch genehmigt wird. Das zweite Dokument ist das Beste von allem, was Hirschfeld in diesem Buche bringt. Es ist der Brief eines Selbstmörders an den Verfasser, der übrigens, wie wir erfahren, kürzlich auch in einer Nummer der „Blätter für Menschenrechte“ abgedruckt wurde. Ein starkes und tieferschütterndes, auch ein sprachlich hinreißendes Zeugnis von Freundesliebe und -treue bis in den Tod im buchstäblichsten Sinne. Daß der Unglückliche dabei einen weit über das Maß hinausgehenden Personenkult mit Hirschfeld treibt, ist seinem guten Glauben zugute zu halten, dürfte aber für die Aufnahme des Briefes in das Buch von großer Bedeutung gewesen sein. Den Schluß der Ausführungen Hirschfelds bildet schließlich ein sehr ausführliches Gutachten über einen schweren Onanisten, zum Doppelmörder aus sexuellen Motiven geworden war und auf Grund dieses Gutachtens freigesprochen wurde.

Bei allem Hochinteressanten und unendlich Wichtigen, was die Ausführungen Hirschfelds bringen, können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß sie den schwächsten Teil des vorliegenden Buches bilden. Man wird das bestreitende Gefühl nicht los, daß es dem Verfasser weit weniger darauf ankommt, einer großen Sache zu dienen, als seine Person mit ihren großen forensischen Erfolgen und mit dem ihr alseitig entgegengebrachten Vertrauen empfehlend in den Vordergrund zu stellen. Für diese Auffassung spricht auch das kurze Einleitungswort, das sich lediglich mit den persönlichen wissenschaftlichen Erfolgen des Verfassers beschäftigt. Wäre es der Sache nicht viel dienlicher gewesen, einige Fälle zu bringen, in denen Hirschfelds Gutachten nicht zum Ziele führten? Aber das schädigt den Kredit und deshalb läßt man es lieber, im Gegensatz zu dem später zu besprechenden Abschnitt Justizrat Werthauers, in dem nur mißglückte Fälle aufgezählt werden.

Der zweite Abschnitt von Dr. Leo Klauber befaßt sich mit der Frage der Abtreibung. In einem ersten Abschnitt wird Geschichte und gegenwärtiger Stand des Problems gezeigt. Anschließend werden die Methoden der Abtreibung vom ärztlichen Standpunkt aus besprochen, mit dem Ergebnis, daß die einzige wirklich empfehlenswerte Methode der vom Arzt eingeleitete Abort ist. Der folgende Abschnitt „Die Abtreibungsparagraphen“ zeigt die gegenwärtige Rechtslage mit all ihren himmelschreienden Unsinnigkeiten und Widersprüchen. Der folgende Abschnitt zeigt dann die Folgen in der Praxis der Rechtsprechung und die unerhörte Prüderie und Moralheuchelei einiger, besonders streng katholischer und klösterlicher Kreise. Nachdem in einem längeren Abschnitt in klaren Farben die schauerlichen sozialen Verhältnisse gezeigt sind, die zu unserem heutigen Abtreibungselend führen, folgt die „Lösung des Problems“, die im wesentlichen in Abschaffung der Abtreibungsparagraphen und in gesunder Sozialpolitik besteht. In diesem Teil beginnt das sittliche Pathos, das uns von nun an durch das ganze Buch begleitet und aller Moralheuchelei und allem Muckertum, das nicht sehen will, was es sehen muß, das Todesurteil spricht. Einen der beiden Höhepunkte in

muß, das Louesuren sprechen. Einen der beiden Höhepunkte in dieser Beziehung nennen wir, wenn wir uns nun den Ausführungen des Kriminalkommissars Gotthold Lehner über die Prostitution zuwenden. Schon die einleitenden Worte zeigen eine unerbittliche Kampfansage an Unehrlichkeit und Heuchelei und ein glühendes Bekennnis zum unbedingten Wahrheitswillen. Durch alle Stufen und Schichten der so vielgestaltigen modernen Prostitution werden wir hier hindurchgeführt. Viele Beispiele erläutern die Behauptungen des Textes. Und wenn wir hier aus dem Munde eines Kriminalkommissars hören, daß die heutige Fürsorgeerziehung eine Hauptquelle der Prostitution ist, daß man auch als Kriminalist „eine Berechtigung“ als solcher polizeilichen Schnüffelei“ in gewissen Fällen nicht anerkennen kann und daß eine Ermittlung des Tatbestandes durch

"agents provocateurs" an sich schon zu einer Diskreditierung der Polizei und ihrer Tätigkeit führen muß," so ist das eine mutige und große Tat. Dieser Beamte hat durch diese Veröffentlichung viele viele Sünden seiner bürokratischen und verbohrten Kollegen gut gemacht. Wir wünschten, daß unsere Polizei recht viele so aufrechte und mutige Funktionäre an leitender Stelle besäße!

Unter der Ueberschrift "Die Geächteten" behandelt Dr. Ludwig Levy-Lenz das Wesen und die Bekämpfung der Syphilis oder Lues. Wir lesen von der Geschichte der Einschleppung der Krankheit in Europa und von der Geschichte ihrer Bekämpfung. Wir erfahren Genaueres über ihren Verlauf und über ihre moderne Behandlung, die sich besonders auf Salvarsan und Quecksilber stützt, wozu in letzter Zeit noch Wismut tritt. Wir lernen genau die Wassermannsche Blutprobe kennen und erhalten Auskunft auf die Fragen nach dem Zeitpunkt der möglichen Heirat und der völligen Ausheilung auch der Lues. Schließlich hören wir von den Vorbeugungsmitteln gegen die Ansteckung, wobei wieder ein ganz besonders haarsträubendes Zeugnis von "sittlicher" Niedertracht und Verkommenheit angeführt wird. In einer Art Anhang wird dann noch die Großtat Steinachs besprochen, seine Hodenüberpflanzungsversuche bei Tieren (ein Protokoll über eine Ratte ist besonders interessant) und seine Verjüngungskuren bei Menschen ausführlich geschildert, und, trotz der vorläufigen Enttäuschungen, die vielumstrittene wissenschaftliche Größe und Bedeutung Steinachs voll und ganz gewürdigt.

Den zweiten Gipfelpunkt des Buches nächst den Ausführungen Lehnerds bildet der Schlußabschnitt von Justizrat Dr. Johannes Werthauer über "Ehekette". In lebendiger kommentarloser Schilderung einzelner geradezu erschütternder Rechtsfälle malt der bekannte Jurist hier ein unendlich düsteres Gemälde von einem Elend, das man unter der Decke der Wohlhabenheit und des scheinbaren harmonischen Glückes nicht ahnt.

Man muß diese Seiten gelesen haben, um von der Unerlässlichkeit einer schleunigen durchgreifenden Ehe-reform überzeugt zu sein. Und wenn der Verfasser in seinem Schlußworte die Forderung aufstellt: "Solange aber noch ein Staat zum Zeichen der Willenseinigung zum dauernden Zusammenleben einen Kontrakt vor dem Standesbeamten zuläßt, solange muß auch die Lösung des Kontraktes vor demselben Standesbeamten möglich sein, wenn nur ein Teil die Weitergeltung des Kontraktes ablehnt", so schließen wir uns dieser Forderung vollinhaltlich an. Die Ehe ist ein Privatvertrag zwischen zwei Menschen, den der Staat nur zu registrieren hat. Niemals hat jedoch der Staat das Recht, zwei Menschen, die auseinanderwollen, zu zwingen, gegen ihren Willen ein Höllenleben miteinander zu führen, das nur zu oft in Freitod oder Irrenhaus endet.

Wir konnten im Rahmen dieser Befreiung nur kleine Andeutungen machen, die aber hoffentlich in recht vielen unserer Leser den Wunsch rege gemacht haben, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. Sie werden es nicht bereuen. Auf dem Wege zu einer neuen treuen und ehrlichen Lebenshaltung und Gesetzgebung wird man an diesem bedeutenden Buch und seinen Verfassern nicht vorübergehen dürfen. Wenn dieser Geist in Deutschland weitere Kreise erfassen sollte, so werden wir ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen sein, das Werthauer in seinem und des ganzen Buches Schlußsatz ausspricht: "Ein verklärtes freies Menschentum wird das Ende der Entwicklung sein."

Erich Kampff.

#### ALBERT H. RAUSCH: Vorspiel und Fuge

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

Als vor zwei Jahren Rausch's Novellensammlung "Ephebische Trilogie" erschien, wurde dieses Buch von der Kritik und vom Publikum dankbar aufgenommen, denn es gab wenig Dichtungen, die Gefühlskomplexe der Inversion, wie sie hier zur Darstellung gelangten, so schlicht und unmittelbar

zum Ausdruck brachten, wie die Novelle "Das Tor" und mit soviel Diskretion wie "Intermezzo" und "Die Träume von Siena". Freilich war, wie bei Rausch überhaupt, in den "Träumen von Siena" eine stark ästhetisierende Richtung des Autors spürbar, ein Schweigen des Gefühls in Schönheit, die Freude an Wort, Klang, Dekoration, kurz, eine leicht in Snobismus ausartende Haltung, wie sie zu Beginn unseres Jahrhunderts Mode war, da Namen wie d'Anunzio, Hofmannsthal, Oskar Wilde die Literatur beherrschten. Unsere Zeit, die problematischer, leidvoller, zerrissener ist, die den sozialen, den proletarischen Gedanken wieder lebendig werden ließ, lehnt jene ästhetisierende Richtung mit Leidenschaft ab, denn für sie ist Kunst nur Mittel zur Verwirklichung bestimmter ethischer, sozialer, geistiger Forderungen.

Uns scheint freilich, daß jedes Kunstwerk in erster Linie von künstlerischen Maßstäben aus zu beurteilen ist. Denn jedes Objekt ist nur aus den Kategorien seiner immanenten Gesetzmäßigkeit zu erkennen und zu werten. Das Kunstwerk aber ist Gestaltung des Lebens in seiner Mannigfaltigkeit, bei dem jede bewußte Einseitigkeit Vergewaltigung ist. Man vergesse nicht, daß die Gestaltung das Ausschlaggebende ist und daß nur soweit der Stoff in die Gestaltung eingegangen, mit ihr eins geworden ist, das Werk seinen Wert erhält. Doch ist jede Form immer auf einen bestimmten Stoff angewiesen, den sie durchringt und so erst zum Leben erschafft.

Von hier aus erkennen wir deshalb nicht, daß Rausch's neue Dichtung "Vorspiel und Fuge" ein Talent offenbart, das zwar einseitig von Stimmungs-haften und Aesthetischen beherrscht, dennoch oft stark in dem Gefühl verwurzelt ist und in lyrischer Gestaltung einer fast südländischen Sinnenfreude und Farbenpracht seine Form und seinen Ausdruck sucht. Die Schönheit der Landschaft und die Schönheit menschlicher Erscheinung klingt mit seelischen Inhalten zusammen. Ueber allem aber walzt Eros als die befreieende und erlösende Macht. Wer jedoch darüber hinaus nach geistig ethischen Inhalten sucht,

wird enttäuscht sein. Problematik ist dem Dichter fremd. Leben in seiner leidvollen Zerrissenheit unbekannt, der Genuss, freilich in sehr kultivierter Form, die alles beherrschende Wirklichkeit.

Ch. v. Kl.

Prof. Dr. F. KARSCH-HAACK:  
Erotische Großstadtbilder  
als Kulturphänomene

#### Erstes Heft: Wien und Berlin

Berlin 1926, Verlag "Frauenliebe" C 25, Prenzlauer Straße 22. 80 S.

Das rot broschürtete und recht kitschig aufgemachte Heft will "Kulturphänomene" darstellen und — stellt Sexualität dar. Gewiß ist das rein körperliche Geschlechtsleben ein Bestandteil des menschlichen Lebens überhaupt und somit auch ein Bestandteil des Lebens der Kulturvölker. Aber es geradezu als "Kulturphänomene" anzusprechen und nicht gerade als die Seite, die eben auch der kultivierteste Mensch mit dem Hottentotten und dem Orang-Utang noch gemeinsam hat, würden wir doch schwere Bedenken tragen. Wenn die Bewegung um den "Eigenen" sich eine Kulturbewegung nennt, so tut sie das eben deshalb, weil sie diese Art der Sexualität, wie sie Karsch-Haack hier darstellt, nicht vertritt, sondern weil sie den Eros, die geistige, vergeistigte Liebe des Mannes zum Manne vertritt, die zwar die Sexualität nicht ausschließt, die aber kulturell fruchtbar und wertvoll nur wird durch die geistigen Bindungen, Verbindungen und Beziehungen, die durch das Medium des Eros hindurchgegangen sind. Wenn dagegen Karsch-Haack von "Erotischen Großstadtbildern" spricht, so meint er offenbar "Sexuelle Großstadtbilder" unter annäherndem Ausschluß des Eros, wie wir ihm meinen.

Was nun den Einzelinhalt des Heftes betrifft, der großenteils, vielleicht sogar ganz — eine genaue Kontrolle darüber war uns nicht möglich — bereits in Radzweits "Blättern für Menschenrecht" abgedruckt war, so Bild des homosexuellen öffentlichen Lebens der Großstädte Wien und Berlin

in den letzten Jahrzehnten, so z. B. bis 1800 zurückgehend. Seine Darstellungen fußen offenbar auf guten Quellen und bringen Einzelbilder und große homosexuelle Skandalaffären in Fülle. Es ist nicht zu leugnen, daß hier ein ungemein interessantes, charakteristisches und — widerliches Material zusammengetragen ist. Hätte Herr Professor Karsch-Haack Gelegenheit genommen, sein reiches Wissen auf diesem Gebiet in einem Werk wissenschaftlichen Charakters zu verwerten, so hätte niemand etwas dagegen einwenden können. Hätte er auch nur den leisen Versuch gemacht, zu bekennen, daß für ihn diese Dinge in dieser Form nur wissenschaftlich-objektives Interesse haben, daß sie ihm subjektiv ebenfalls sehr unangenehm sind, so hätte man ihm seine Veröffentlichung auch verzeihen können. So aber weiß er wohl, wie ekelhaft diese Materie für den halbwegs innerlich sauberen und männlichen Menschen sein muß, — ich betone: auch für den Homoeroten, wie wir ihn meinen, — entschuldigt sich gewissermaßen deswegen im Vorwort, verlangt aber von seinen Lesen nicht etwa, daß sie von diesen Erscheinungen, sondern daß sie von ihren berechtigten Ekelgefühlen abrücken, die er „nachempfinden“ kann. Und wenn er dann noch die Geschmacklosigkeit, Unanständigkeit und Blasphemie begeht, am Ende seines Vorworts (S. 7) über den Ausdruck „Warme Brüder“ zu schreiben: „Diese Bezeichnung kann als tadellos befunden werden. Nach Christi Lehre soll jeder seinen Nächsten lieben wie sich selbst, sollen wir alle „Brüder“ sein. Danach kann der besagte Ausdruck durchaus nicht als Schimpfwort gelten; er bedeutet eben nur eine Steigerung der Nächstenliebe (!), zu der jeder Namenchrist verpflichtet ist, ins Gleichgeschlechtliche“, so zeigt er damit, daß seine eigene geistige und sittliche Verfassung seines Stoffes und seiner Behandlungsweise desselben würdig ist. Hier steht nicht der Gelehrte Karsch-

Haack vor uns, sondern ein Sensations- und Schundschriftsteller für lästerne Puppen und Tanten, die an so etwas Geschmack finden. Und dann verstehen wir auch die äußere Aufmachung dieses Heftes, die auf dieses Publikum zugeschnitten ist.

Ein besonders ekelhaftes Anhängsel des Heftes muß noch erwähnt werden: „Momentbilder aus dem Berliner Straßenleben. (Etwas zum Nachdenken.)“ Hier steigen unsere Ekelgefühle und die Sensationslust des Verfassers, auf den Höhepunkt und es ist ein Glück, daß das Buch zu Ende ist, da es sonst sicher nicht zu Ende gelesen würde. Auch wir „denken nach“, aber über ganz was Änderes, als es der Verfasser wünscht, nämlich über ihn selbst und seinesgleichen und den unermesslichen Schaden, den er unserer Bewegung zufügt.

Denn Männer wie Hirschfeld und Konsorten haben durch ihre Veröffentlichungen schon reichlich genug dafür gesorgt, daß auch literarisch nur die widerlichen Exemplare der Homosexuellen behandelt und bekannt wurden. Das Buch von Karsch-Haack ist ein weiterer Baustein zu der Propagandaarbeit, die dem § 175 und seinem Nachfolger, wie dem „gesunden Volksempfinden“ Ewigkeitsdauer zu verschaffen geeignet ist. Und wahrlich, das Volksempfinden, das sich gegen solche Erzeugnisse und gegen solche Menschen, von denen sie handeln, richtet, ist im besten Sinne gesund. Wehe dem Volke und wehe auch der Kulturbewegung für den Eros paidikos, die dieses gesunde Volksempfinden verlieren und die nicht klar bekennen: „Mit diesem Ungeist und mit diesen ekelhaften Menschen haben wir nichts gemein“. — Dieses gesunde Empfinden aber allein wird den § 175 zu Fall bringen, nicht wegen und nicht für die Karsch-Haacks, Hirschfelds und Radzuweits, sondern trotz ihrer — im Interesse der Menschenwürde und der Kultur!

Erich Kampff.



# DER EIGENE

im Urteil der Zeitgenossen

Wir halten es für notwendig, einige der wichtigsten moralischen Erfolge des EIGENEN unseren Lesern regelmäßig an dieser Stelle mitzuteilen, damit jeder sich davon überzeugen kann, daß die Kulturarbeit, die DER EIGENE leistet, bei allen geistigen Menschen rühmende Anerkennung findet und daß unter ihnen die angesehensten Männer Europas sind, die offen und mutig an seiner Seite stehen.

Vielelleicht gelingt es dieser Veröffentlichung endlich, alle ernsten Freunde unserer Sache wieder darauf aufmerksam zu machen, daß DER EIGENE aber nicht nur tüchtige Mitarbeiter, sondern auch hochherzige Gönner und finanzielle Förderer nötig hat und daß er neben den moralischen Eroberungen auch andauernd bedeutende Geldmittel gebraucht, um durch seinen Kampf gegen Spießbürgertum und Heuchelei den Sieg seiner Ideen gegen eine ganze Welt von Feinden und Vorurteilen mit immer größerer Stoßkraft durchzusetzen.

Alle Geldspenden für diesen Zweck, die seit der Inflationszeit fast vollständig ausgeblieben sind, sind an das Postscheckkonto Nr. 51 257 zu Berlin NW 7 zu zahlen und auf der Zahlkarte mit „Stiftung des Eigenen“ zu bezeichnen. — Quittung wird im EROS jedes Vierteljahr erfolgen.

1.

Meine besten Glückwünsche und aufrichtigsten Sympathien für Ihre vornehme Zeitschrift!

**léonard sarluis**

der große französische Maler.

2.

Wer angewidert von dem süßlichen Kitsch der homoerotischen Wochen- und Monatsschriften zum EIGENEN und EROS greift, fühlt sofort, daß da ein Mann am Werke ist, der, gleich dem Wanderer auf hohem Bergesgipfel, die Dünste der Niederung hinter sich gelassen hat.

Adolf Brand wirkt für die Auferstehung der männlichen Kultur. Er ist am rechten Weg. Frei und offen bekennst er sich zur Republik, weil er nur in einem freien Deutschland die Abschaffung des berüchtigten und lächerlichen § 175 erhofft.

Adolf Brand hat es verstanden, literarische Größen seinem Ideale dienstbar zu machen. Genannt sei nur Eugen Ernst, dessen Novellen „Der Fremdling“, „Der heilige Hieronymus“ und besonders „Ein Finale“ zu den Perlen der Novellistik gehören.

Adolf Brand will die Gleichberechtigung der mann-männlichen Liebe. Er wandelt auf den Pfaden von Blüher, Benedikt Friedländer und Elisar von Kupffer. Er wirkt im Sinne Platos für die Reinheit der Liebe, für den längst totgesagten, aber immer noch in hellenischer Lebensfreude prangenden Eros Uranios.

**Hans Natonek**

Mitarbeiter verschiedener großer Tageszeitungen.

3.

Mir bleibt es unbegreiflich, daß Sie gerade mit dieser vierten Nummer des EIGENEN Schwierigkeiten haben. Vielleicht deswegen, weil Ihr „Bekenntnis zur Republik“ von einer nicht gewöhnlichen Klarheit, Sauberkeit und sittlichen Haltung ist. Dieser Tenor ist heute nicht beliebt . . . Ich hoffe für Ihre Arbeit und die Durchsetzung Ihrer Ideen auf den geistigen Ortswechsel der Generationen. Die neuerlichen Attacken auf § 175, Schundgesetz und andere Versuche der Rechten, dem Unteroffiziersgeiste wieder auf die Beine zu helfen, sind vielleicht nur Manöver der Schwäche.

**Dr. Frank Thieß**

Verfasser des Romans „Das Tor der Welt“.

4.

Wer seit vielen Jahren für das wahre Verständnis des platonischen Eros wirkt und dringend wünscht, daß man endlich das Wesen dieser Weltmacht begreift, abgesehen von dem, was die Zünftigen von jeher daraus gemacht haben, der kann die Gedanken eines Adolf Brand, wie er sie nun seit vielen Jahren kühn und unbekümmert um den Anprall übelwollender oder törichter Gegner in seinem so oft angefeindeten, so oft falsch verstandenen EIGENEN vertritt, nur freudig zustimmen. Besonders erfrischend ist Brands Bekenntnis zur wirklichen freien Republik, auf deren auch den Geist befreende Zukunftsentfaltung alle die in unserem Vaterland hoffen, die bisher noch wenig von wirklich republikanischem, freiem Geist in der deutschen Republik gesehen haben. Als die große Umwälzung im Herbst 1918 anfing, da durfte man erwarten, daß man vor allem auch auf dem Gebiet der befreidenden Gesetzgebung einen Hauch echt freiheitlichen Geistes spüren würde. Es hätten damals so lächerliche Gesetzesparagraphen wie der Schandparagraph 175 unbedingt fallen müssen! Daß dies und so vieles andere bisher nicht geschehen ist, zeigt deutlicher wie manches andere, daß wir dem Geist der freien Republik noch sehr ferne stehen. Eine Zeitschrift, wie sie der EIGENE stets kühn und frei darstellt, könnte manchem unter uns die Augen öffnen, könnte ihn befreien von alten Vorurteilen, könnte ihn emporführen in lichte Höhen hehrer Ideale! Denn weit über dem alltäglichen Durchschnitt sogenannter „aufklärender Zeitschriften“ stehend, will Brand nichts Anderes, als den Geist eines Plato, eines Blüher, ja in gewissem Sinn eines Nietzsche für uns fruchtbar machen und an Stelle unserer am Weib und dessen einseitiger Anbetung noch immer krankenden Kultur den männlich-starken, reinen Geist der hellenischen Antike erneuern. Möge sein Unternehmen immer mehr die Beachtung und Beurteilung finden, die es wirklich verdient! Wer angesichts solcher Publikationen es wagt, von „Unsittlichkeit“ oder dergleichen zu reden, der legt nur die eigene innere Unsauberkeit als Wertmaßstab an Dinge, die er nicht versteht.

**Dr. Otto Kiefer**

Verfasser der Schrift „Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten“.

5.

Empfangen Sie meine aufrichtigsten Komplimente für Ihren männlich-schönen Artikel „Unser Bekenntnis zur Republik“. Selten habe ich mich bezüglich fast aller dort angeschnittenen Fragen so in Uebereinstimmung mit einer Presseäußerung (in Deutschland wohlgemerkt!) befunden, wie mit Ihrem Bekenntnis. Und das nicht erst mit heute und gestern, wie Ihnen eine mit gleicher Post zugehende Schrift von mir: „Bismarcks Schuld am Weltkriege“ beweisen wird.

Vor allem gefällt mir, daß Sie die fanatischen Marxisten in ihrem sozialistischen Christusfimmel bekämpfen — lebte Marx heute, wäre er bestimmt Antimarxist.

Auch daß Sie dem hierzulande wenig beachteten gesunden Föderalismus dem alleinseligmachenden Preußentum gegenüber Worte verleihen, sei Ihnen hoch angerechnet. Vor allem aber die Erkenntnis, daß nur eine Republik in Deutschland freiheitliche Garantien bietet, da eine solche Monarchie wie in England bei der herrschenden Mentalität in Deutschland völlig ausgeschlossen erscheint. Während der Engländer eifersüchtig über jedes seiner politischen Rechte wacht wie über sein Eigentum, würde der Lakaiensinn der Majorität der Deutschen aus einem wirklichen parlamentarischen Kaisertum sofort wieder nach wenigen Monaten ein absolutes machen.

Ueber das Sachverständigenproblem möchte ich dagegen mit Ihnen noch diskutieren. — Wenn Sie aber selbst sagen, daß wir durch „juristische Spitzfindigkeiten“ unser Ziel nicht erreichen, darf ich wohl annehmen, daß Sie den anständigen Charakter vor den „Fachmann“ rangieren, obwohl der letztere den ersten nicht ausschließen sollte. Denn ich halte es mit dem alten Montaigne: „Toute autre science est dommageable à celui, qui n'a pas la science de la bonté.“

**Dr. Kuntz-Robinson**

Verfasser der Schrift „Bismarcks Schuld am Weltkriege“.

6.

Ihr leitender Aufsatz über das Schundgesetz ist vortrefflich. Sie sind ein starker, kühner Geist, der mit der Wahrheit geht und daher überall den Nagel auf den Kopf trifft. Im Kampfe gegen das miserable neue Gesetz sollte sich alles zusammenfinden, was keine Lust hat, sich von den Pfaffen und den „Damen“ unterkriegen zu lassen. Pfäfferei und Weiberherrschaft gehen Hand in Hand, ja sind geradezu identisch. Das Kristentum ist nur für Weiber; wie sogar der im übrigen so zahme Kathederphilosoph Friedrich Paulsen in seiner Ethik feststellt, daß es lauter weibliche Tugenden habe.

Wer daher im Sinne des EIGENEN dem Manne zu seinem natürlichen Rechte verhelfen will, muß das Kristentum — wohlgemerkt das Staatschristentum — ablehnen.

**W. Hille**

Verfasser der Schrift „Theismus oder Atheismus?“

7.

Von dem Inhalt der mir übersandten Hefte des EIGENEN habe ich mit großem Interesse Kenntnis genommen. Er bewies mir, daß Sie an Kampfmut noch nichts eingebüßt haben. Im Gegenteil: Ihr Stil ist prägnanter und schärfer geworden, und an Temperament fehlt es Ihnen keineswegs.

Ihre gerade, unerschrockene Kampfesweise, die sich von dem Gezwimmer und den schleimigen Redensarten des Vertreters einer anderen Richtung so vorteilhaft abhebt, ist mir — wie Sie wohl wissen werden — stets in hohem Grade sympathisch gewesen.

**Karl Schneidt**

Herausgeber der „Tribüne“.

8.

... Nach dem wenigen, was ich von Ihren jüngsten Veröffentlichungen kenne, möchte ich mich zu einer Besprechung noch nicht entschließen. Ich will aber die Gelegenheit nicht versäumen, Ihnen zu sagen, daß der würdige, von vorzüglicher Belesenheit und wissenschaftlicher Gründlichkeit zeugende Charakter der Veröffentlichungen Ihres Verlages im Gegensatz zu so ungefähr allem, was einem sonst auf diesem Gebiet entgegentritt, mich ungemein wohltuend berührt hat und daß ich nach Kräften bemüht sein werde, Ihre Bestrebungen durch empfehlenden Hinweis zu unterstützen, wo ich dazu die Gelegenheit finde, wenn möglich auch einmal durch schriftliche Besprechung.

Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre wertvollen, mir hochinteressanten Zusendungen und das ehrende Vertrauen.

**Kurt Zeidler**

Verfasser der Schrift „Eros als Erzieher“.

9.

Ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit auch noch ausdrücklich sagen, daß meines Erachtens Ihr EIGENER durchaus Qualität hat, und daß ich die paar Nummern, die mir seit meiner Bekanntschaft mit dieser Zeitschrift im letzten Sommer in die Hand gekommen sind, nicht nur als Studienmaterial gewertet, sondern teilweise mit wirklichem Vergnügen gelesen habe. „Der politische Bart“ von Th. Lessing z. B. war köstlich. Ich habe diese Nummer auch mehrfach ausgeliehen. Und ausgezeichnet war, zumal in jugendpsychologischer Hinsicht, die Erzählung „Julihitze“. So sind Jungs. Und zwar gesunde!

**Ein Psychologe**

in Berlin.

10.

Mit großem Interesse habe ich Ihren Leitartikel „Gegen die Henkersarbeit der Reaktion“ gelesen. Sie haben darin die Machenschaften gewisser Kreise vollkommen richtig beurteilt.

**Ein Student**

in Braunschweig.

11.

Es ist so schade, daß gerade DER EIGENE, das einzige freie und gute Blatt unserer Interessen, immer so selten herauskommt. Wäre denn bei Ihnen nicht möglich, was andere und schlechte Blätter können? Ich las eine Weile die Sachen von Radzuweit — aber jetzt nimmer — es ist doch zu ärmlich! Und soll auch offenbar auf diesem Ton gehalten werden. Von der sehr zahmen „Freundschaft“ will ich lieber schweigen. Sie allein haben Mut!

**Ein Pädagoge**  
in Süddeutschland.

12.

Haben Sie besten Dank für Uebersendung der wirklich glänzenden Hefte des EIGENEN. Ich bewundere Sie aufrichtig für Ihre Verdienste um die gemeinsame Sache. Wie schade, daß Sie nicht öfter in ihrem eigenen Blatte schreiben. Es gibt keinen überzeugenderen Redner für die gute Sache, als Sie es sind. Ihr Artikel „Unser Bekenntnis zur Republik“ hat mich begeistert. Sie wissen, daß ich der Ihre bin und nur darauf warte, mich auch für unsere große und gerechte Sache voll einsetzen zu können.

**Ein Student**  
in Greifswald.

13.

Gegen alles Politisieren bin ich nicht. Ich war während meines Studiums in einer Verbindung, die auf ihre Fahne geschrieben hatte: Politik, aber deutsche Politik, das Deutsche bis zum Rückschritt betonend. Vor diesen Leuten und deren Politisieren scheue ich mich.

Die Kreise, aus denen ich stamme und die bis jetzt zu meinen Bekannten zählen, sind diese verbohrten konservativen und nörgelig-hochnäsigen Kreise, von Natur phantasielos und ängstlich künstlich gesteift. Im Heft 4 las ich nun Ihr „Bekenntnis zur Republik“. Ich kenne ja alle die Dinge und Personen nur kaum vom Hörensagen, die Sie darin geißeln. Aber ich liebe sie auch nicht, diese Blender, die huldvoll sich neigen zu den Schafen, die beglückt ihre Wolle geben. Wenn dann der Wolf kommt, mag der nur erst mal das dumme Tier fressen, ich muß, oder besser: wir müssen uns schonen. Ja, aber gibt's denn in diesen Kreisen nur so wenig oder fast gar keine guten und ehrlichen Menschen?

Das ist allerdings auch meine Ansicht: Wenn uns von einer Seite wenn auch nicht gerade Unterstützung, aber doch Verstehen zu erwarten ist, so sind das nicht die konservativen Rückschrittlernen, sondern die neuen und jungen Parteien der republikanischen und sozialistischen Richtung, die noch sind wie junge Stiere. Sie kennen noch nicht ihre Kraft und sind begierig auf die Zukunft. Sie sind auch Egoisten, aber keine selbstgefälligen und prüden Lügner. Ich habe mich auch frei gemacht von „Klasse“ und vom Gewissenszwang der Kirche. Ihr „Bekenntnis“ wird viele schwer erschrecken und entsetzen. Darum wünsche ich von ganzem Herzen, daß Sie keine Enttäuschung erleben sollen in Ihrem Kampfe und in Ihrer Hoffnung auf den Geist der jungen Republik.

**Ein Architekt**  
in Münster.

14.

Sie wissen recht gut, wie sehr ich Ihr Blatt schätze. Man braucht nur an die wundervollen Gedichte und Abbildungen zu denken, die einem wie Juwelen daraus entgegenblicken, zu schweigen von all den reizvollen Novellen und aufklärenden wissenschaftlichen Artikeln. Möge DER EIGENE und Ihre Sache blühen und gedeihen und weiter dazu beitragen, den schweren Schlummer der Welt, an den zu röhren nach Hebbels Wort im „Gyges“ oft tragische Folgen hat, endlich zu verscheuchen und den ungerecht verurteilten Opfern einer völlig unsinnigen gesellschaftlichen Anschauung die Sonne wiederzubringen, die einst in Griechenland so herrlich leuchtete.

**Ein Studienrat**  
in Bremen.

15.

Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für die Zusendung, denn die Hefte haben mir schöne, glückliche Stunden bereitet. Der vornehme Ton und die hohe Warte, von der aus alles betrachtet wird, haben mich überaus erfreut und erfrischt. Mit Sehnsucht erwarte ich die übrigen Hefte.

**Ein Kaufmann**  
in Basel.

16.

Sie wissen, daß ich die von Ihnen und Ihren Mitarbeitern vertretene Auffassung des EROS als die viel edlere und schönere und zutreffendere bedeutend höher einschätze als die andere zwischenstufige, und daß die erstere ganz die meine ist — daher ich allem, was aus Ihrem Verlage oder Atelier hervorgeht, ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbringe.

**Ein Diplomat**  
in Berlin.

17.

Nach eingehendem Studium Ihrer inhaltlich wie künstlerisch ganz hervorragenden Zeitschrift bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Bund des EIGENEN von der größten Bedeutung ist für die Befreiung vieler hunderttausend Entrechteter und schmählich Geknechteter.

**Ein Regierungsbaumeister.**

18.

Ihr Kampf, durch die allerblödsinnigsten Gesetze noch immens erschwert, stellt wirklich ein großes Heldentum dar, so daß es eigentlich gar nicht zu verstehen ist, daß keines jener doch sicherlich vorhandenen, wirklich gutschiruierten Mitglieder des EIGENEN das doch verhältnismäßig nicht allzu große Opfer bringen mag. Ihre verdienstvolle ungeheure Arbeit auf eine durchaus lebensfähige Basis zu stellen. Wirklich, das wundert mich bei der gerade in unseren Reihen so sehr betonten Idealität.

**Ein Schiffsbau-Ingenieur**  
in Hamburg.

19.

Mit Entrüstung haben wir gelesen, daß DER EIGENE im Verwaltungswege aus den Eisenbahnbuchhandlungen entfernt ist als „Schmutz- und Schundliteratur“.

Eine solche Bewertung trifft gegenüber dem EIGENEN nicht zu. Mag man zu den Tendenzen der Zeitschrift stehen, wie man will, die Form, in der diese dort vertreten werden, ist unseres Erachtens eine solche, die man gerechterweise auch dem Gegner zubilligen muß.

Von allen Zeitschriften, welche für die Abschaffung des § 175 eintreten, ist die Adolf Brands ganz gewißlich die vornehmste. Und es dürfte daher die einseitige Entfernung dieser Zeitschrift bei Belassung der anderen um so verwunderlicher erscheinen, gerade im Hinblick auf den seichten und oberflächlichen Gehalt der anderen Zeitschriften.

**Dr. Rudolf Bussmann**

Verfasser des Buches „Das Gesetz geht morden“.

**Dr. Hermann Skalde**

Verfasser des Dramas „Gralsucher“.

## **Sie sind mitschuldig**

wenn Sie unsern Kampf nicht unterstützen!  
DER EIGENE steht auf dem Index der katholischen Kirche und kann auf Grund des Schundgesetzes jetzt nicht mehr öffentlich verbreitet werden. Im Eisenbahnbuchhandel ist er bereits verboten worden.

— Um so energischer muß jetzt die stille Werbe-Arbeit von Person zu Person geschehen und die lebendige Propaganda und Weiterempfehlung von Mund zu Mund. — Und was noch wichtiger ist: alle ernsten Freunde unserer Sache müssen unseren Kampf jetzt wieder tatkräftig durch freiwillige Geldspenden unterstützen, damit unsere Arbeit trotz aller Feinde und Verfolgungen nicht zu Grunde geht. Zum Kriegsführen sind nun einmal große Geldmittel vonnöten.

**Gebe jeder seinen Verhältnissen  
entsprechend, so viel er kann!!**

Alle Geldsendungen sind an unser Postscheckkonto Nr 51257 einzuzahlen: Berlin NW. 7, und auf der Zahlkarte als „Stiftung des EIGENEN“ zu bezeichnen.

# Französisch

übt oder lernt man rasch und gründlich, wenn Vorkenntnisse vorhanden, mit Beihilfe einer französischen Zeitung. Dazu eignet sich ganz besonders der vorzüglich redigierte und bestempfholene

## Le Traducteur

### Französisch-deutsch. Sprachlehr- u. Unterhaltungsblatt

Probenummern kostenlos durch den  
Verlag „Traducteur“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz)

Das nächste Heft bringt eine Erzählung

der Tragödie

## Der Pfarrer von Fischau

Ganz Oesterreich spricht von ihm, dem edlen Priester,  
der an seiner Liebe starb, dem Märtyrer des Eros!

## Sammler

von Aktbildern, Tusch-, Bleistift-, Kohle- und Federzeichnungen finden in den Ateliers und Studienmappen unserer künstlerischen Mitarbeiter allerlei entzückende Seltenheiten. Zuschriften mit Angabe besonderer Wünsche und genauer Adresse unter dem Kennwort „Sonnenschlingel“ an den Verlag des EIGENEN

Kennen Sie schon den 10. Jahrgang unserer Zeitschrift

# DER EIGENE

## Ein Blatt für männliche Kultur

das unter Führung erster Künstler und Schriftsteller schon seit einem Menschenalter in Wort und Bild mutig für die Freude des Mannes am Manne kämpft und die sittliche und soziale Gleichberechtigung der Freundesliebe neben der Frauenliebe fordert?

## Wenn nicht

dann kaufen Sie anderswo keinen Kitsch, der katastrophal für unsere Sache ist, sondern lassen Sie sich sofort vom unterzeichneten Verlage, bevor er vergriffen ist, eben diesen 10. Jahrgang des EIGENEN kommen, der jeder vornehmen Bibliothek zur Zierde gereicht, und der neben vielen wertvollen Aufsätzen, Novellen, Skizzen, Gedichten und Bücherbesprechungen auch noch 55 schöne männliche Aktstudien und Porträts enthält. Die beiden eleganten und gediegenen Bände sind in grün Leinen gebunden und bilden ein vornehmes Geschenk für Ihren Freund.

**Preis 25 RM.**

ADOLF BRAND / DER EIGENE / KUNSTVERLAG  
Berlin-Wilhelmshagen / Bismarckstraße 7 / Telefon: Erkner 543

## INHALTS-VERZEICHNIS

Die Tragik der Erosliebe - Von Dr. K. M. . . . .	151
Sehnsucht - Von Franz Lechleitner . . . . .	163
Drei Gedichte von Christian von Kleist . . . . .	164
Ein Finale - Von Eugen Ernst - Schluß . . . . .	165
Benvenuto Cellini - Von Franz Lechleitner . . . . .	173
Gefängnis - Von Ernst Horst . . . . .	174
Aus Nietzsches Briefen - Von Erich Kampff . . . . .	175
Nette Volksvertreter - Von A. B. . . . .	181
Der heilige Hieronymus - Von Eugen Ernst . . . . .	182
Bücher und Menschen - Kritiken . . . . .	188
DER EIGENE im Urteil der Zeitgenossen	
Bildschmuck: Kopf und Aktstudien von Adolf Brand	

**DER EIGENE ist jetzt in allen Buchhandlungen zu haben**

**Auch in den Kiosken und Eisenbahnbuchhandlungen**

**Man verlange den EIGENEN überall!**



### **Einzelnummer Preis 1 Mark**

**Zustellung als Drucksache kostenlos**

Porto — als Brief verschlossen — für Groß-Berlin	0,10 Mark
Porto — als Brief verschlossen — für auswärts	0,20 Mark
Porto — als Brief verschlossen — für Ausland	1,00 Mark

**Vierteljahrspreis als Drucksache 3 Mark**

**Jahrespreis als Drucksache 12 Mark**



Auswärtige Leser beziehen die Zeitschrift  
gegen Vorauszahlung auch unmittelbar von

**ADOLF BRAND :: DER EIGENE :: KUNSTVERLAG**  
**Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße Nr. 7**